

Eine Kreuzfahrt, die ist launig

MSC Splendida, 12.—19. März 2017

Genua, Civitavecchia, Palermo, Valetta, Barcelona, Marseille, Genua
Zuvor: Breisach und Lecco/Comer See



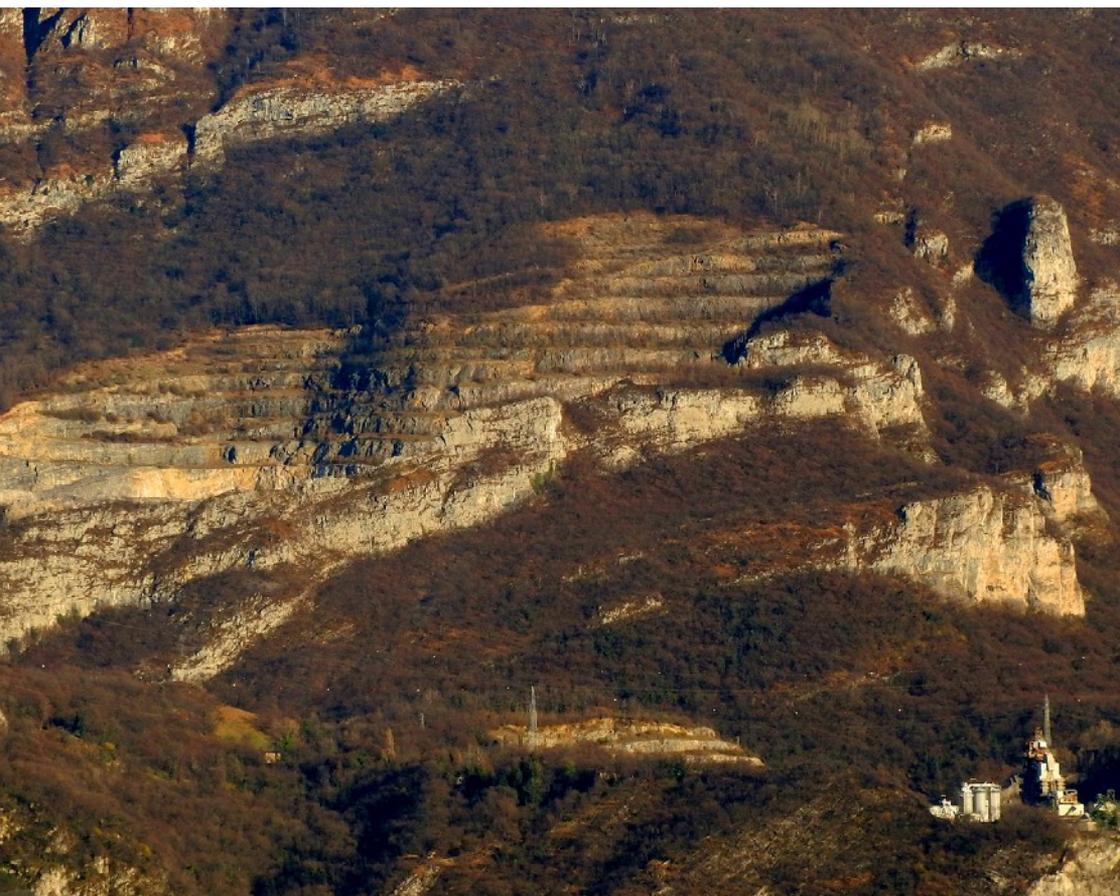
Uns weckt die Morgensonne – nicht an oder über der See, sondern auf einer Rheininsel an der Schleuse Breisach / Neuf Brisach. 20 Meter hinter der französischem Grenze, zwischen Stauwehr und Schleusenkammer. Blick vom Balkon und auch direkt vom Bett aus.



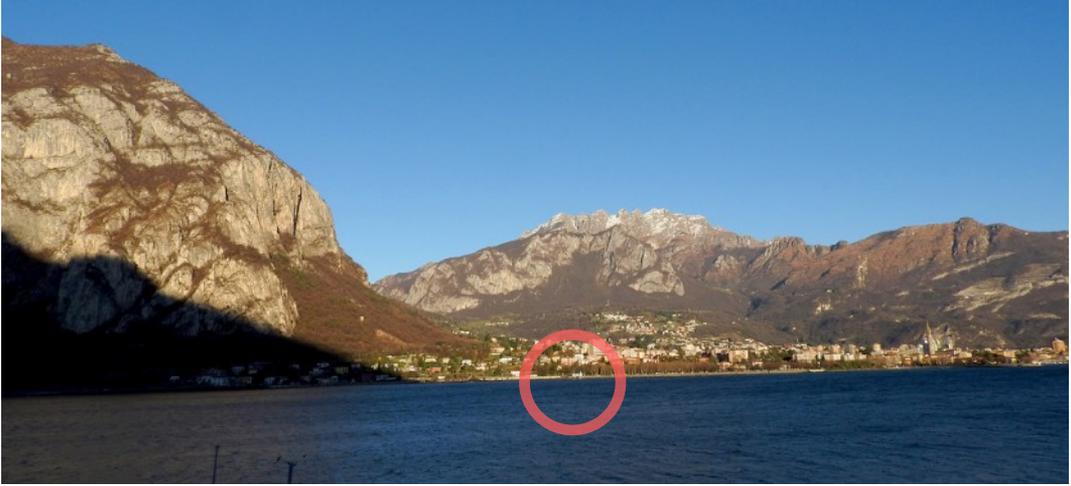
Lecco, ein kleiner Ort am Südostarm des Comer Sees. Ein hübsches, kleines, authentisches italienisches Hotel mit tollem Blick vom Balkon – und auch praktischerweise direkt vom Bett aus.



Nicht untypisch für Norditalien: ein ziemliches Durcheinander von tradiertem Baustil, einer eher lieblosen Moderne, aber alles „direkt in der Landschaft“.



Man nenne es Natur oder Naturausbeutung: Inmitten einer abstrakt-malerischen Landschaft, die uns das Teleobjektiv zeigt, pure Industrie.



Spielerei mit dem Super-Teleobjektiv: Totale und Detail, mit bloßem Auge gar nicht zu sehen:



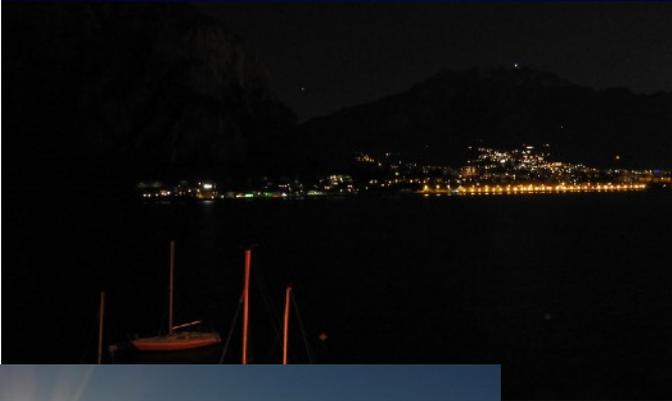


Fast schon kitschig: Alpenglügen.

Nachts wurde es dann etwas fahl mit dem Licht, aber immerhin schön hell.

Erwartungsgemäß war es denn nachts dunkel. Wer hätte das gedacht ? :-))

Dafür am nächsten Morgen: Funkel-sonne weckt uns !





Wie war das noch mit dem Balkon in der einen Oper oder Schauspiel ... ???

Zum Glück sind die Mehrzahl der Flaschen harmlos: Wasser, Essig, Öl.





Zuvor aber musste noch die Schweiz durchfahren werden. Und zum Glück sah die Schweiz so aus, wie man sich die Schweiz so vorstellt. Und sparen kann man da auch. Am Benzinverbrauch.



Wer weiß, was es auf dem Schiff zu essen gibt. Daher noch einmal so richtig zuschlagen in Genua. Weitwinkel lässt alles viel größer erscheinen, als es in Wirklichkeit wahr war.



Ja, diese Fotografen!

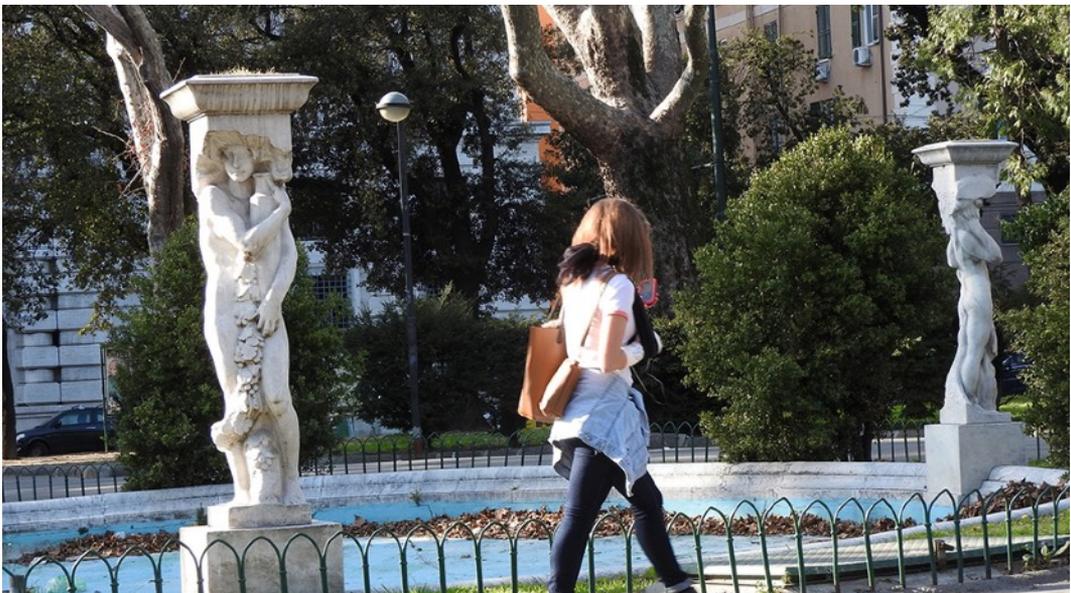




Genua, auch hier hat man diese Miesmacher-Anstalten, wo man sein Geld abzuliefern hat, selbst wenn man immer nur Bahnhof versteht.



Die ganze Stadt ist ein Triumph(-Bogen) der Vespas und der zierlichen Statuen, in Stein oder als Telefonistin.



Itatatalilien

Der Nachteil der Deutschen

Es gibt Zeitgenossen, die fragen allen Ernstes, ob und wieso ein Schiff schwimmen kann, da es ja aus Eisen sei, welches schwerer als Wasser ist. Denen pflege ich mit einer Gegenfrage zu antworten: wieso kann der Mond, erkennbar wuchtig und damit schwer, denn um die Erde fliegen – leicht wie ein Ballon?! Nun, ein Schiff schwimmt, weil es gebaut ist wie der Kopf der so fragenden: hohl. Und seit wir alle im alten Griechenland dem ollen Archimedes begegnet sind wissen wir, „ein in Wasser getauchter Körper verliert so viel an Gewicht, wie das von ihm verdrängte Wasser wiegt“. Weshalb, wenn ich in die Badewanne steige, regelmäßig das Wasser überschwappt. Deshalb dusche ich lieber, aber das sei nur am Rande erwähnt.

Das eigentliche beginnt, wenn wir Deutschen nach Italien fahren. Und das Eigentliche ist Panik, scheinbares Chaos – in Wirklichkeit aber eine geheime Ordnung, in die wir nur nicht eingeweiht sind. Oder ein teutonischer Anspruch, der als Unverschämtheit empfunden werden muss. Ich spreche vom Anspruch, vorher wissen zu wollen, was hinterher geschieht.

Genua

Wer sich, per Auto, dieser Stadt nähert, hat das gleiche Erleben wie in Basel oder Luzern: Plötzlich ist man in der Stadt, was man vor allem daran merkt, dass man in einem Tunnel ist und nicht sieht, wo man ist. Wären das nicht die Wegweiser für dunkle Ausfahrten, die einem ohnehin nichts sagen.

Natürlich hat man ja ein Navi an Bord, das einen führt. Dummerweise funktionieren Navis in Tunneln nicht. Irgendwann hört der Tunnel auf und wie bei einem Wunder, man befindet sich auf einer Stelzen-hochstraße, die dann keine Abfahrten mehr hat – nur noch am Ende der Stadt. Da traf es sich gut,, dass das gebuchte Hotel auch an eben jenem Ende liegt, dessen Verteilkreisen zu befahren man schon deshalb ratsam bis unausweichlich ist, weil alle sich in den Kreisel stürzen und ein Ausweichen fatale Folgen haben würde. Dennoch, nur wenig weiter lockte das Hotel, und da die Tiefgarageneinfahrt sogar beschildert war, konnte sie gefunden und genutzt werden. Allerdings, welchen Knopf an welcher der vielen Säulen und parallelen Einfahrten anzusteuern und zu benutzen sei, das erschloss sich nicht durch Beschilderung. Aber eben: genau das ist ja das italienische Moment, welchem wir Deutschen als tumbe Logiker fassungslos gegenüber stehen.

Einschiffung. Jedenfalls der Versuch.

Es ist Sonntag, die Straßen sind leer. Der freundliche, deutsch sprechende und als Bus-/Tram-Fan trotz genuesischer Herkunft über die Obusdreh-scheibe in Burg genau Bescheid wissend, instruiert mich, den breiten Boulevard – um die abfahrtslose Straßenlindwurmrampe zu vermeiden – in etwa hälftig nach rechts zu verlassen. Diese Straße führe am Hafen entlang, halbrund in einer feslsigen, jetzt Häusermeer-Bucht, und brächte einen zum Terminal de Crociere. Was grundsätzlich richtig ist, wäre da nicht der unerhebliche Umstand, dass der Weg zur unteren hafennahen Straße zunächst auf eine Rampe führt, während die Straße zur Rampe ebenerdig weiterführt.

Machen wir es eben wie die Italiener: schalten wir alle Logik aus und folgen dem Widersinnigen. Was einen fortan unausweichlich am Hafen ent-

lang führt, sofern man instinktiv immer dann, wenn man knapp über, aber an der Wasserlinie entlang fahren will, man am besten erst mal in Tunnel abtaucht, die sich natürlich als der richtige Weg erweisen. Genua eben.

Nun sehen wir zur linken, backbords also, das mächtige, um nicht zu sagen übermächtige Schiff liegen. Schwimmend, obwohl ja nicht weiß, ob es dies wirklich kann oder es nicht nur im Schlick des Hafenbeckens aufsitzt. Neben dem Schiff gut erkennbar das Einschiffungsterminal. Es wäre nur ein Schlenker nach links, und man stände vor dem Schiff am Terminal, an dem welchen laut Buchung, Beschreibung und Bestätigung fleißige Helfer auf uns warten, um den Wagen in Empfang zu nehmen, ihn in die Garage zu fahren und das Gepäck auf das Schiff zu bringen, containerweise.

Dumm, dass das Linksabbiegen weder erlaubt noch möglich ist. Jetzt setzt wieder die verhängnis volle deutsche Logik ein. Wenn links nicht möglich ist, müsste rechts, rechts, rechts, also ein Karree umrudent, wieder die gewünschte Fahrtrichtung geben. Karree entdeckt, rechts abgebogen – Sackgasse! Diese blöden Deutschen! Und wie kommt man aus einer Sackgasse raus, die zudem noch Einbahnstraße ist? Nun, Sackgasse zu ignorieren könnte physikalisch schwierig werden, wogegen die Empfehlung, dies sei eine Einbahnstraße, eben nur eine Empfehlung ist, der man folgen kann, aber nicht muss.

Nun wieder dieser Logik-Fehler:

wenn man nun geradeaus weiterfährt und dann irgendwann bei nächster Gelegenheit links abbiegt, wendet, zurückfährt, könnte man wieder ans Terminal gelangen. Das mag nicht verkehrt sein, allein, auf den nächsten Kilometern gab es keine Gelegenheit zum Linksabbiegen. Aber das Ende der Stadt war schon deutlich erkennbar. Blieb also die italienische Lösung. Was sind schon durchgezogene Linien auf der Straße, wenn die Straße sonntäglich leer ist und die Kreuzfahrtschiffabfahrt für heute terminiert ist? Nach einer Hafengeburtstag-Halbumbung waren wir nun wieder in Höhe Terminal und richtig, ganz wie zu erwarten, war Rechtsabbiegen – natürlich erlaubt. Kein Tourist, der erstens aufs Kreuzfahrtschiff will und zweitens bei Sinnen ist, käme auf die Idee, aus der anderen Richtung, also mit Linksabbiegewunsch, sich dem erhofften Ende der Auto- und Anfang der Schiffsfahrt zu nähern.

Die Polizei. Gut, dass es sie gibt.

Da gut beschrieben war – in den Reiseunterlagen –, wie man sich dem Terminal zweck Valet Parking zu nähern hat, taten wir es, zumal uns ein freundlicher, muffelig schauender Straßenbarrierenwächter durch Wegschieben derselben die Einfahrt gestattet hat, als wir den entsprechenden Voucher zeigen konnten. Vorfahrt vors Terminal, wie in den Unterlagen beschrieben. Diese blöden Deutschen.

Natürlich war weder ein freundlicher Helfer anwesend noch ein Schild noch irgendetwas, was darauf hinwies, dass hier nun die Einschiffung derjenigen Personen stattfinden könnte und würde, die mit dem Auto anreisen. Geleichwohl, beschrieben war es ... aber lassen wir diesen Quatsch.

Hilfsbereit, jederzeit Leib, Leben und Munition zu opfern, patrouillierten schwerbewaffnete Gebirgsjäger (na ja, am Hafen nach italienischer Logik logisch, warum sonst trägt man am Tirolerhut eine Adlerfeder und statt Steigseil MP am Oberkörper?!), die zwar höflich schauten, wenig verstanden (um Terroristen zu erschießen muss man nicht deutsch oder englisch reden können) und dennoch bemüht waren, den verdutzten Touristen klar zu machen versuchten, man möge doch dort Auskunft erheischen, wo sie angeboten würde, nämlich am nahe Kiosk mit der Aufschrift „Informazione“. Was aber weiß eine Auskunftsfrau am Informationskiosk über Partmöglichkeiten bei einer Kreuzfahrt; wo doch der Kiosk 20 Meter vor dem

Kreuzfahrteinschiffungsterminal entfernt steht. Wie können wir Deutschen nur erwarten, dass es dort das gibt, was wir uns anmaßender Weise erhoffen: Auskunft.

Man möge, so schließlich nach langem Rätseln von ihr unsicher vorgetragener Rat, einer Rampe folgen, einer langen Rampe, die schaubar ins Nichts führt. Genua eben! Rampenstadt ohne Rampenlicht. Eine Rampe ins Nichts als einladender Weg für Parkplatz suchende Kreuzfahrer? Was unlogisch erscheint, nun sollten wir es inzwischen gelernt haben, ist italienisch und damit absolut richtig.

Wir folgten der Rampe. Uns entgegen kam ein Polizeifahrzeug. Von Fahrersitz zu Fahrersitz wurde quer über die Straße der Rampe die Frage gestellt, ob denn hier ... - - - ja, ja, man möge nur! Weiter, und am Ende, so laut Schild nur die Fahrrichtung „Geradeaus“ geboten war, möge man unbedingt links abbiegen, quer über den Doppeltrennstreifen. Nun denn, wenn's die Polizei anordnet!

Gehört und getan, wir fahren auf ein – Genua eben! – Tunnel zu. Ein gelangweilter, aber diesmal freundlicher Abkommandierter winkt in den Tunnel ein und ruft durchs Fenster zu, „to the right“. Kann gut übersetzt „nach rechts“ heißen oder vielleicht auch italienisch übersetzt „rechts parken“. Weil sich nämlich im Tunnel Parkplatz an Parkplatz reihte, aber noch kein dienstbarer Helfer in Sicht war. Dagegen der Tunnel lang und so schwante uns, wir hätten die schweren Koffer über lange Distanzen selbst zu rollen. Völlig falsch, weil deutsch-italienisch.

Avanti

Wo ein Tunnel ist, unter einer Rampe, man sollte es doch inzwischen gelernt haben, muss man immer nur eins: weiterfahren. UND SIEHE DA! Nach einer unerwarteten Biegung der Tunnelrampe tat sich plötzlich eine Halle auf und gut zwei Dutzend freundlich schauende, adrett in hübsche Uniformen gekleidete Helfer strahlten einem mit Urlaubsfreudekanbeginnengesicht entgegen. Wagen abgestellt und korrekt auf hochdeutsch „Willkommen, guten Tag, fahren Sie den Wagen dort unters Zeit“ [10 Meter weiter] „geben Sie den Schlüssel ab, wir nehmen die Koffer, dort geht es zum Check-in.“ – Nachdem wir eine halbe Stunde verzweifelt durch Genua gefahren, kein einziges Hinweisschild gesehen hatten und sich kein Hinweis irgendwie auf Einschiffungsergebnisse ergeben hatte, nun eine freundliche „Please, this way“-Person alle fünf Meter, alle zwei Meter ein Hinweisschild. Zwei Minuten Auto abgeben, zwei Minuten laufen, Check-in in zwei Minuten – und fertig!

Eben: hinterher weiß man, wie es geht. Warum will und soll man es vorher wissen? Alles, wirklich alles, geht hier gut, schnell, super-organisiert, kundenfreundlich, ALLES. Warum sollte es vorher so sein, bevor man das Alle hier erleben darf? Genau eben, Genua in Italien.

Nach einer durchaus erträglichen Wartezeit von 20 Minuten, verkürzt durch verabreichten Orangensaft, Aufruf der Wartegruppe 18, der wir laut aufgehändigtem Kärtchen angehört und es geht zur auch vom Flughafen her bekannten Durchleuchtung von allem, was einen zum Terroristen machen könnte. Nun trägt der Deutsche in seinem Rucksack ja mit sich rum, was an digital-elektronischen „Waffen“ er zur Bewältigung des Alltags braucht. Also Kabel, Batterien, Ladegeräte, Laufwerke, Laptops, Kameras, Kabel, Batterien, Taschenlampen, Kabel, Netzteile, Adapter, Batterien, Kabel, noch ein Laufwerk, Blutverdünnungsfaktormessgeräte, Zweitakus, Kabel ... und so weiter.

Dies Deutsche nun soll und muss ein italienischer Kreuzfahrtterminaldurchleuchtungsangelernter nun durchleuchten – und interpretieren, All diese Kabel, Batterien, Taschenlampen ... aber, ich will mich nicht wiederholen. Was nicht geht, ohne dass ein zwecksdiesesjobsbefugter,

hilflos den Durchleuchter frgender Durchwühlungsbefähigter hinzugezogen werden muss. Bis endlich die zweite, in ihrer Form rein durchleuchtungskonturiert vielleicht waffenähnlich aussehende Taschenlampe (die ich eigentlich nur vergessen hatte, im Auto zu lassen) gefunden war, war die hinter uns sich anstauende Reihe der Wartenden von einem Dutzend auf mehrere Dutzend angewachsen. Und das alles nur, weil ich offensichtlich aussehe wie ein Terrorist: alt, weißer Bart, dick, Brille. Typisch für Terroristen übrigens.

Genau eben, Genua in Italien: Nach nunmehr Ruck-Zuck-Check-in logischerweise lang andauernde Bodycheck-Kontrolle. Vor lauter Kabelgedöns im Rucksack hatten die beiden anlernmäßig Befugten übrigens völlig überhört, dass trotz abgeschnallten Gürtels (zum Glück saß die Hose im Bund stramm) das personenaufmetallteileuntersuchende Durchgangsportal gehörig gepiepst hatte. Ich danke bei solchen Gelegenheiten jedesmal meinen Operateuren, mit zwecks Zusammenflickens des zersägten Brustbeins bei der Herzoperation dieses mit ordentlich viel Titandraht zusammengebunden zu haben. Es piepst so schön.

Letzte Zweifel

Und dann stehen wir vor dem Schiff. Vielleicht lässt es sich so beschreiben: Es ist groß. Es ist riesig groß. Es ist so groß, dass man glaubt, nicht von einem zum anderen Ende sehen zu können. So groß, dass nach oben hin die Aufbauten so in den Himmel zu ragen scheinen wie einst gotische Kirchtürme den Menschen als Leiter zum Himmel erschienen sein müssen. Und wenn man sich dann dieses Bild vorstellt, so ein riesiges Schiff, dann muss man sich vorstellen, dass das Schiff noch einmal größer ist, als es in der Vorstellung zunächst erscheinen mag.

Und ich frage mich ernsthaft, ob es denn schwimmen kann. Denn es ist ganz aus Eisen. Wer es genau wissen will: Platten von 1,5 cm Stärke. Und die sind schwer! Schwerer als Wasser ... – gut, in Logik-Deutschland würden jetzt Wasser und Schiff wissen, was Archimedes gesagt hat, über die Hohlkörper. Aber weiß das auch ein italienisches Schiff? In italienischen Gewässern? Oder gibt es auch im Tyrenischen Meer, das zu befahren uns die gebuchte Route auferlegt, genuesische Tunnel und nicht endende Wassersrampen?



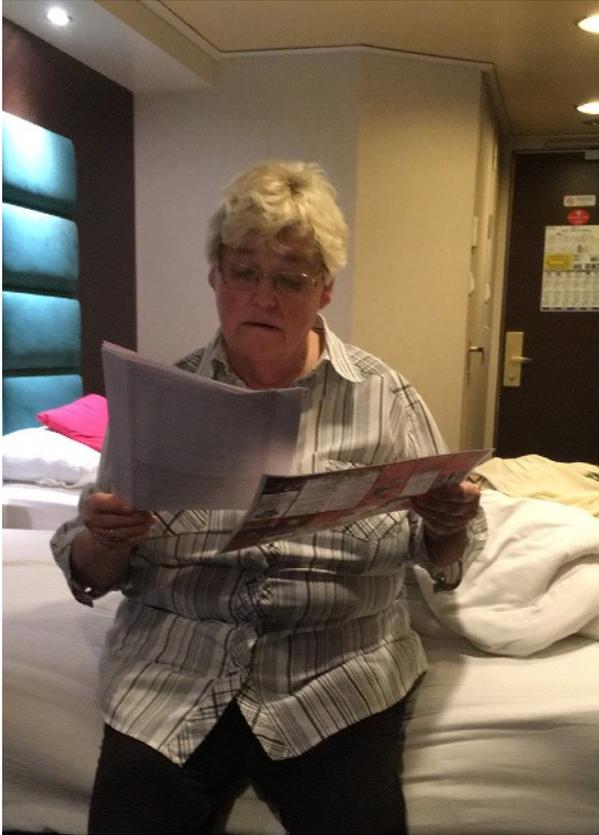
*Endlich Schiff,
endlich auf unse-
rer Kabine mit
Balkon.*

*Heutzutage ist bei
solchen Gelegen-
heiten dann ja
sofort ein Selfie
fällig.*

*Und, soviel ich
weiß, sofort auch
mal ein kühles
Bier. Danke, Flat-
rate!*

*Übrigens: der Herr
Fotograf trinkt
alkoholfrei !!!*





Erste Orientierung: Wer, was, wann, wie, wo ???

Großes Erstaunen: Obwohl das Schiff groß, die Anzahl der Passagiere auch, ist es gemütlich leer an Bord (kein Trick des Fotografen, sondern reale Relität).





Besuch in der Nachbarschaft, irgend so'n nicht vor den Felsen gefahrener Costa-Dampfer.

Angesichts dessen scheint die Rettungsübung irgendwie Sinn zu machen.

Denn, wenn man vom Kabinenbalkon schaut, wenn man auf dem Meer ist, sieht man nichts als Wasser. Selbst die Sonne plumpst da rein.

Da kann man doch nur noch in sich gehen! - - Mit Mineralwasser !!!



Die Welt an sich. Und die auf dem Schiff.

Schwimmende Vergnügungsparks mit Ruhegarantie

Nichts ist gegenteiliger als die Realität. Wenn nun immer wieder die Menschen, denen wir prä-kreuzfahrerisch begegneten, uns schworen, nie, nie, niiiiieeeee!!!! auf ein solch großes (schwimmfähiges?) Schiff zu steigen – als hätten wir sie je gebeten, geschweige denn gezwungen, dies zu tun! –, so wissen diese Ignoranten nicht, wie sehr sie sich täuschen. Die bloßen Zahlen lügen nämlich. Das Schiff fasst ziemlich genau 3.500 Personen (der Name ist übrigens Splendida, das heißt übersetzt „die Großartige“) plus ca. 1.350 dienstbare Geister, vom Sklaven bis zum Oberoberobermanager, Kapitän, pardone me, Commandante, genannt. Zusammen also so viel wie ein durchaus großes Dorf. Nun frage ich mich, waren diejenigen, die nie, nie, niiiiieeeee auf ein solches Schiff einschiffen würden, nie in einem großen Dorf, nie, niiiiieeeee?

Der einzige Unterschied zwischen Schiff und großen (deutschem) Dorf ist, das Schiff hat viel, viel, viiiiieeeeeel mehr Kneipen als deutsche Dörfer Schenken haben. Und während deutsche Dörfer oft der tristen Wirklichkeit entsprechen, ist ein italienisches Kreuzfahrtschiff nicht anderes als ein Vergnügungspark („Disneyland“), ähnlich dem Europark Rust, Phantasialand, Orlando – nur schwimmend (wieso eigentlich?).

Während all diese Parks den riesigen Nachteil haben, dass man zu ihnen hinfahren muss, fahren die schwimmenden Vergnügungsschiffe zu den Orten, die man zwar nicht besuchen WILL, aber zwangsweise muss, weil und wenn man schon mal da ist.

Und nun kommt es:

Was die nie-nie-niiiiieeeee-Fraktion nicht weiß, man MUSS NICHT aussteigen und alte Steine begucken (Kreuzfahrtschiffe fahren grundsätzlich dorthin, wo es nur alte Steine zu sehen gibt: Olympia, Rom, Kreta, Malta, Barcelona und dergleichen – andere beliebte Destinationen von beliebten Kreuzfahrtschiffen sind übrigens Häfen, an-um-bei denen es nichts zu sehen gibt außer ganz kleinen Steinen, Sand genannt, zusammengefasst unter dem Sammelbegriff Karibik). Also, man kann so relaxen, wie man es in einem Betreuten Wohnen niemals könnte. Dort wachen von Dienst wegen dazu verpflichtete mürrische Wesen über die Mobilität der Bewohner. Auf einem Kreuzfahrtschiff kann man so faul sein, wie man will, Man bekommt sogar das Essen zumindest in die Kabine, also knapp vor ins Maul geschoben.

Saufen kann man – den richtigen Tarif gebucht vorausgesetzt – so viel man will. Flatrate. Das bekommt entweder der Niere gut oder der Leber schlecht. Man kann Kaffee und Erfrischungsgetränke in sich reinkippen ohne jede Literbegrenzung, was Niere, Nierenbecken, Harnleiter, Blase und die Blutwerte samt Pipiprobe ungemein freut. Oder man kann von frühmorgens bis frühmorgens sich dermaßen die Kanne geben, sprich vom Alkohol schlürfen, dass zum Schluss nicht das Schiff, sondern man selbst stärksten Fortbewegungsschwankungen unterworfen ist. 20 Stunden Kneipen geöffnet – das bietet kein deutsches Dorf.

Essen kann man, muss man aber nicht, mit einem garantierten Zunahmeeffekt von fünf Kilo pro Tag, denn 16 Stunden gibt es Pizza, Burger, Sandwiches, 12 Stunden Nüsse und Chips zu den Getränken, 3 gesittete Mahlzeiten im Restaurant – und ein 20-Stunden-Buffer, das man nicht gezwungen ist, zu verlassen. Wo gibt es das in unseren Dörfern, vielleicht auch des-

halb nicht, weil sie an Land sind und nicht schwimmen können. Dörflicher Eisenmangel verhindert also Fröhlichsein. Während in Deutschland die Märkte sterben und die Obsthändler für unreifes Obst Geld verlangen, bekommt man hier auf dem Schiff frisches und verzehrfertiges Obst geschenkt. Oder Joghurt. Oder Schnittchen. Oder Eis.

Das Schiff ist wie daheim „die Tafel“: Man muss sich nur anstellen und alles wird zugeteilt, kostenlos, von freundlichen Menschen, ohne Verpflichtung zu irgend was. Warum also lassen wir keine Sozialschiffe auf der Wupper fahren? Nach amtlichen Angaben kostet ein Strafgefangener dem deutschen Staat bundeslanddurchschnittlich täglich exakt 109,38 Euro. Wir haben für diese Kreuzfahrt übrigens (Vollpension, 5-Sterne-Klasse, geräumige Kabine, Balkon, rund-um-die-Uhr-Bespassung) 105,43 Euro pro Tag bezahlt. Noch Fragen, Kienzle?

In der Masse liegt die Einsamkeit

Doch das allerbeste, das grandios Geniale, was der never-never-never-Entourage längs der Nase geht, ist die Ruhe, die Abgeschlossenheit, das cozy-calm-comfortble feeling einer Jazzbar, wie es sie auch in New York nicht besser gibt, das Hineinstreuen in ein Galatheater mit Bühnenshow, und das, obwohl man in Shorts und T-Shirts zumindest herumlaufen KÖNNTE, Der Whiskey ohne jede Zusatzkosten in der Flatrate, bei dem die Bedienung aus Mitleid, Wissen oder Bequemlichkeit sagt, es sei besser, gleich einen doppelten zu bestellen und weil sie so oft und viel laufen müsste, dürften es auch durchaus zwei doppelte sein. Nüsse und Chips dazu dann reichlich. Wo gibt es das in landseitigen unschwimmigen Dörfern heutzutage noch?

Je größer das Schiff, desto intensiver die individuelle Art – Ruhe und Exklusivität eingeschlossen !!!!!!!!!!!!!!!! –, es nach eigenem Gusto zu zelebrieren, zu erleben, sich zu eigen zu machen. Arme deutsche Städte und Dörfer. Haben sie ein Schwimmbad, wenn überhaupt, so hat das Dorf namens Kreuzfahrtschiff zig davon. Und einen Spa. Mit Massagen. Friseur. Bibliothek. Einkaufsstraßen. All das muss keiner in Anspruch nehmen, aber wenn man in ein Dorf kommt, macht man doch auch einen Bummel über Gassen, an Geschäften vorbei, zum Marktplatz. Warum sich nichts ins Foyer setzen, so hoch wie die größten Dome landseits, und einem klassischen Konzert (kostenlos geboten) lauschen, von exquisiten Musikern intoniert, einen, ach was, zwei doppelte Whiskys included. Oder eine Zero Mujito. Oder einen Espresso. Durchaus auch correto Grappa. Oder ein wunderbares italienisches Eis. Oder ein Glas Sekt. In der Sonne sitzen, auf Bänken, in Whirlpools liegend, einsam auf Deck Runden drehend, windgeschützt auf dem Balkon der Balkonkabine, in der thermalwarmen überdeckten Schwimmhalle mit Karibileffekt, in der Kaffeebar Gespräche führen, und – besoffen oder nicht – sich nachts um eins als Karaoke-Star der ebenfalls nicht mehr sehr nüchternen Mitfahrerschaft präsentieren. All das kann man, muss man aber nicht.

Während man in deutschen Unschwimmdörfern immer muss, was man nicht kann.

Jazz-Lounge. Kein schlechter Aufenthalt für das gesetzkere Publikum.



Wer zählt die Völker, ...???

Schiller und das Schillernde

Es war der Dichterstürm Friedrich von, der in seinem Die Kraniche des Ibikus die herrlichen Zeilen gab „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?“. Nun denn, vielleicht war er ja kreuzfahrend. Jedenfalls gibt es wohl sonst nirgendwo auf der Welt ein so buntes Völkergemisch auf überschaubarem Raum wie auf einem internationalen Kreuzfahrtschiff. Ob Mongole oder Kreole, Türke oder Tüsseldorfer, Franzose oder Frauenheld, Niederländer oder Nigerianer, Trumpländer oder Tunte, dick, dünn, groß, klein, braun, weiß, schwarz, gefleckt – alles da.

Vor allem viele Menschen, die schon bei der Fleischbeschau waren. Kennt man ja auch dem Schlachthof, wenn der Tierarzt das gemetzte Vieh stempelt. Solche gestempelten Viecher laufen massenhaft rum. An Armen, Beinen, Hälsen, Brüsten, Schenkeln, Bäuchen, auf Stirnen und im Nacken: keine Stelle ohne Bildstempel, Schriftzug, Girlande oder Totenkopf. Das Almbtriebsvieh im Alpenland muss fortan als schmucklos gelten, misst man der Zierde Pracht und Fülle an den Gliedmaßen und Wabbelbäuchen der Tätowierten.

Ist das noch normal oder schon Zombie

Und Menschen mit Gebrechen, jede Menge. Sicher, es ist als normal anzusehen, dass etliche mit Stöcken oder am Rollator, auch im Rollstuhl fahren, denn schließlich ist so ein Schiff groß, die Fläche glatt und Aufzüge gibt es genug. Nein, gemeint sind die Hinter- und Schädeldeckenäugigen, die Brustraushängenlasserinnen und Wurstpakete, die so herumlaufen. Sonnenbrille vor die Augen – i, wie bieder. Sie gehört auf den Kopf, muss die Haare vor Ausblondung schützen. Oder rückwärts in den Nacken geschoben, auch eine beliebte Tragweise, so wie man einst die Kappen Schirm-nach-hinten trug. Beim ersten Sonnenstrahl werden die Brüste präsentiert, als gelte es, sie in der Sonne wachsen zu lassen. Wie Obst. Kerle zeigen die volle Pracht ihrer Hässlichkeit, Affenartig behaarte Faltenbäuche, krumme Beine mit Krampfadern, dürre Hippengestelle, dass die Knochen nur so klappern. Nichts, was es nicht gäbe und keiner, der zu scheu wäre, sich auszuziehen, um den anderen das Fürchten zu lehren.

Aber, und das ist das Schöne, es kümmert keine Sau. „Hier bin ich! Mensch, hier darf ich!“ Am liebsten aber sind mir die Chinesen. Denn die schlagen die Italiener klar. Gelten die Menschen zwischen Etsch und Ätna doch als die lautesten Sprecher der Welt, haben sie dieses Attribut klar an die Chinesen verloren. Offensichtlich gibt es dort weder Telefone noch eine Privatsphäre. Jedenfalls unterhalten sie sich gerne und immer in einer Lautstärke, dass selbst im Poolbereich die plärrende Musik eindrucksvoll akustisch ins Hintertreffen gerät. Gut, dass man selbst kein chinesisches spricht, und so klingt das Hähohi-choi-lu-ti-pung-bang-tätü-oioi wie ein fröhliches Liedchen ohne Text. Das Schreien der vielen Babies (komisch, ist es jetzt Pflicht, nach jeder Niederkunft eine Kreuzfahrt zu machen????) ist ein akkordsauberer Wohlklang zwischem dem Geplapper aus dem mit-Plastik-sind-wir-reich-geworden-Land. Herzen könnte ich dagegen das chinesische Baby, das seit Stunden schreit ...

Nomen, esst Omen!

Doch alle ethnischen Studien laufen ins Leere, hat man nicht eine am Buffet gemacht. Da sieht man sie dann, die genetischen Eigenschaften, die irgendwie mit Ort und Kultur des Aufwuchslandes im Zusammenhang stehen

müssen. – Nebenbei, sind nun die nebenstehenden Chinesen in Streit geraten oder erzählen sie sich einen Witz? Jedenfalls rücken sie mit jeder Schnatterattacke mir eine Stuhlhalbbreite bedrohlich näher – Also am Buffet, den großen ovalen Teller zwischen Daumen und Krummhand geklemmt, kommt alles auf einen Haufen, was der Köche Phantasie an zehn thematisch unterschiedlichen Stationen zusammengebruzzelt und dekorativ angerichtet hat. Salami mit Marmelade, Bohnen (warm) mit Ketchup, Fisch mit Sauerkraut, Hamburger auf Käsekuchen, Birnen gepaart mit Oliven und Schokoladenkuchen. Das wichtigste ist nicht der Geschmack, sondern die Rundung und Höhe der Kugel, die so auf der Platte entsteht, mit der das kiloschwere Gebilde dann eilig zum Tisch getragen wird, wo in Ermanglung eines erhaschten Bestecks auch zuweilen die Hände herhalten müssen, um die Gierbefriedigung umgehend beginnen zu können. Nicht nur auf dem Teller ist, auch dem Tellerleerer ist alles Wurst, was er isst.

China ist groß. Und aus Plastik.

Apropos Wurst. Man kennt ja die Salamis, die in Schnüre gebunden sind, damit die Pelle hält. Solche Pellen mit Schnürspuren sind seit Jahren als so genannte Steppjacke (billige) Mode. Ein Clou der Designer, die Menschen der Lächerlichkeit preiszugeben – bitte, was sagen Sie gerade, ich verstehe nichts, die Chinesen sind noch näher gerückt – Lächerlichkeit preiszugeben und trotzdem den Verunstalteten dafür das Geld aus der Tasche zu ziehen. In solchen Wurstpellen laufen, seit sie in Europa wirklich nur noch Kleiderspenden-Wert haben, vorzugsweise die Chinesen rum, wahrscheinlich die eigene Überproduktion aufbrauchend. Toll, ist ein ehrlicher Teil Umweltschutz, besser als Wegwerfen! Denn im Meer, muss man leider feststellen, schwimmt wirklich schon genug Plastik. In chinesischem Plastik gekleidete Chinesen reisen nach Europa, um in einem von chinesischem Plastik vermüllten Meer Europa zu erleben, indem sie an Bord bleiben und sich unter Chinesen sammeln, um von der Heimat zu erzählen.

Übrigens, viele der Biediensteten, die die Plastikchinesen bedienen, sind auch Chinesen. Vor allem die in der Wäscherei, die die Wäsche waschen, die nicht aus chinesischem Plastik besteht.

Übrigens, es sind keine bis allenfalls unauffällig wenige Engländer an Bord. Brexit wirkt wirklich. Kaum tippe ich das, kommen zwei und fragen nach den letzten verbleibenden Stühlen am Tisch. Die anderen Stühle, aus Plastik, Korb imitierend, wurden in den letzten Minuten von den sich versammelnden Chinesen okkupiert. Plexitus.



Dreiklang: Abendessen, Schlafen, Frühstück.

Jetzt mal Ruhe

Wasser sorgt für Stimmung

Im allgemeinen ist das Mittelmeer eher ruhig. Im Gegensatz zur Nordsee, die dauernd an den Strand plätschert oder braust, glucksert das Mittelmeer, wenn es vom Schiff durchpflügt wird. Die Ruhe der See muss auf die Stimmesfreude der Mittelmeer-Anrainerstämme gewirkt haben, aber nicht nur die allein, wenn Menschen mit Wasser in Berührung kommen, werden sie laut.

Es gibt keine Badeanstalt der Welt, in der Kinder ruhig sprechen würden. Und selbst die Erwachsenen sind dann wieder Kinder: laut, kreischend, brüllend. Vor allem, wenn das Wasser sich in einer Halle befindet, wo jeder Hall sich wie ein Echo bricht, lieben es die Menschen, dem stillen Wasser ein lautes vokales Tremolo entgegenzuschreiben. Wären alle Menschen immer so laut, und das überall, wäre der Lärm eines startenden Düsenflugzeuges von der Krankenkasse als Therapie der Stille anerkannt.

Solch einem Drang zur akustischen Umfeldverschmutzung unterliegen natürlich auch Kreuzfahrtteilnehmer, sobald sie sich in Badehosen und Bikinis zeigen. So wie sie die Hüllen verloren haben, legten sie auch Verstand und Anstand ab, um sich sozial entblößt zu zeigen: IST MIR DOCH EGAL, OB ICH DIR AUF DEN KEKS GEHE, HIER BRÜLL ICH RUM, HIER BIN ICH, MENSCH!

Noch immer Urtier

Das muss mit der Psyche zu tun haben. Ent stammt der Mensch doch dem wässrigen Uterus, gut gewärmt auf 37 Grad und biologisch-evolutionär waren wir ja mal vor ein paar hundert Millionen Jahren Fische im damals schon vulkangeheizten ursuppigen Weltanfangsmeer. Sobald der Mensch in der Einsamkeit seines luftigen Seins wieder ins warme Wasser geschubst wird, brodeln aus ihm die gleichen röhrenden Luftströme wie einst und heute den Schlünden der Vulkane. Es sind gewissermaßen die Blähungen der Seele, und so wie sich gelegentlich der Körper in seiner Physis durch gezieltes Luftablassen am rückwärtigen Teil Entspannung verschafft, befreit sich im warmen Wasser das Gehirn von allen Luftansammlungen in den Gehirnzellen. Und davon haben manche Menschen viel. Nicht Gehirn, aber Luft unter'm Schädel. Wenn die Jugendlichen, die sich im Schwimmbad tummeln, dann auch noch Mittelmeeranrainer sind, um das Wort Italiener zu vermeiden, dann weiß man, wie es geklungen haben muss, als Hades die Götter der Unterwelt zum asynchronen Chorgesang einludt.

Kein Wunder, wenn sich solches aufs ganze Schiff überträgt und am Nachmittag, am Abend, in der Nacht an einigen Stellen Veitstänze und Voodoo-Rituale gemixt werden, was allgemein als Animation oder Disco zu verschleiern versucht wird. Als sei der Satan selbst in sie gefahren zappeln die Menschen ungehemmt jeglicher Unterschädeldeckengehirnmasse, getragen von der Luft unterm Skalp zu den brüllenden Anweisungen eines Epileptikers, der das krankheitsbildgleich Gezappel im Rahmen einer dreitägigen Ausbildung gelernt hat und dafür wenn auch bescheidenes, aber immerhin Geld bekommt. Das ist das schöne an einer Kreuzfahrt: Sie ist alles andere als elitär. Auch wer in blamabler Weis bar jeglicher Scham für die eigene Unzurechnungsfähigkeit ist, darf mitfahren und mitmachen und wird vollpensionsversorgt, Ruhigstellungstherapie durch maximale Zappeligkeit eingeschlossen. So liebevoll können Umgang und Fürsorge für Kaputte sein.

Selektionskriterium

Bevor man nun aber denkt, der Zweck des Schiffes sei, Geistesschwache durch Austoben mürbe zu machen (immerhin ist der Schwimmbadbereich mittschiffs und ganz oben), muss man der Gerechtigkeit halber sagen: es ist ein genialer, extrem erprobter architektonischer Geniestreich. Denn so versammeln sich auf relativ engem Raum (also absolut ökonomisch optimiert) jene 20, 30 Prozent Bekloppte, die die übrigen ruhigen, gesitteten, von einer gewissen Eleganz (wenn auch auf Volkes Niveau) geprägten Kreuzfahrtrituale nur stören würden. Zu denen das abendliche Umziehen und Schminken, Anlegen von Echt- und Falschgold, Färben der Lippen und Pudern der Wangen ebenso gehören wie der verzweifelte Versuch der Männer, in inzwischen viel zu klein gewordenen ehemals guten Jackets beim Abendessen Stil zu zeigen, obwohl ersichtlich inzwischen das Tragen von Krawatten nicht mehr zur Kardinalstugend gehört und diese deshalb am offenen Hemkragen schief übers bauchspannende Hemd hängt.

Die Damen haben ihr Kettenabendhandtäschchen über die Schulter gehängt oder im Falle eines farblich dazugehörigen Lederbandes quer so straff über die mühsam gestützten Hängebrüste gespannt, dass die Niedertracht um so stärker betont wird. Der eher im Laufe der Jahre zur Fülligkeit neigende Po wird rhythmisch schaukelnd zur Schwungmasse Richtung Speisesaaleingangstüre, so dass ein rechtzeitiges Erscheinen die Hoffnung auf baldige Bedienung weiter keimen lässt. Zu Tisch versucht man dann in der mit fremden Sprachfetzen reichlich gesegneten Speisekarte nach Vokabeln zu suchen, die einem vertraut vorkommen. Und anstatt Köstlichkeiten der durchaus mehr als nur akzeptablen Bordküche zu genießen, wird dann Schnitzel oder Goulash gefrönt, bei Zuppa weiß man nie, ob es nun wirklich Suppe oder Tapetenkleister sein mag (nein, es ist Gemüseintopf), bei Penne all'arrabiata denkt man an die Gewalt in Schulen, anstatt sich eines scharfen, aber schmackhaften Pastagerichts zu erfreuen. Nebenbei, Pasta sind Nudeln.

Prost! Rülps.

Der Gipfel der Vornehmheit und der Kulminationspunkt bürgerlicher Kultur ist und bleibt das Gläschen Sekt. Kann sein, was es rein brautechnisch ist, brodelnder Fusel oder hefegeborenes Nasenprickeln, Hauptsache, es ist Sekt, Champain, Prosecco (secco, by the way, meint im italienischen trocken, nicht Sekt), und Hauptsache, ja, es kostet mindestens 7 Euro der Fingerhut voll. Das gönnt man sich. Jedenfalls einmal auf jeder Kreuzfahrt. Und das in aller Ruhe.

Nun sage keiner, diese letzte Ruhe fände man nicht auf einem Kreuzfahrtschiff. Übrigens, wussten Sie schon, ein jedes führt – notgedrungen und realitätsbezogen – stets einige Särge mit an Bord. Diskret, versteht sich. Falls man nicht Seebestattung vorzieht: Klappe auf und raus damit. Ohne großes Geschrei.

Wasser kann so beruhigend sein. Für die Seele, den Geist und überhaupt.



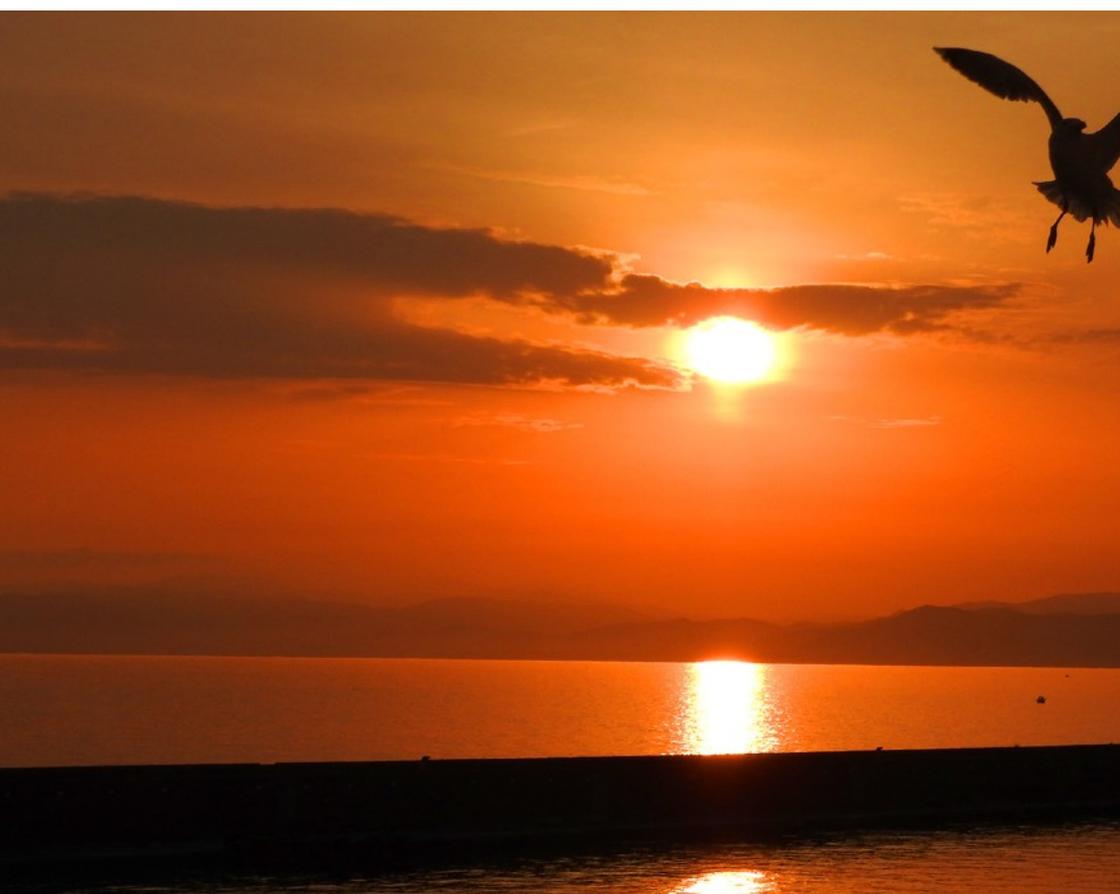
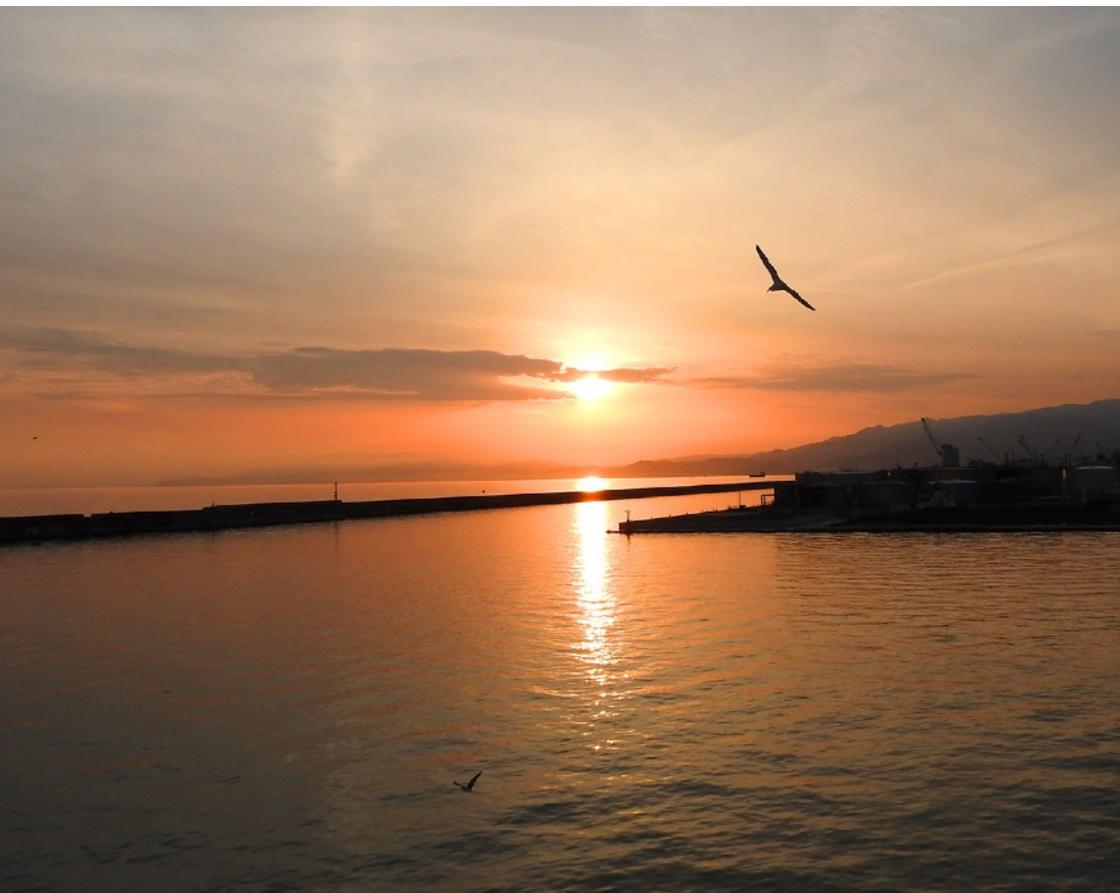
Auch wenn Columbus von Barcelona aus gen America fuhr (dort begegnen wir ihm auf einer Säule), er war Genuese. Also sind Genua und sein Hafen mit Leuchtturm die Mutter aller InSeeStecker.



Ob Genua schön ist, muss jeder selbst beurteilen. Schön ist ja aber auch nicht, dass man in der Kabine erst einmal sehen muss, dass man seine Klamotten unterbringt. Das Erstaunliche dabei: man bringt!



Pünktlich zum Abendrot und zum Sonnenuntergang geht's dann los. So steht es im Prospekt und das darf man auch nach Vollzahlung seines Reisepreises erwarten, dass es so aussieht, wie es im Prospekt steht. Selbst Möwe Jonathan ist gekommen, um ihre Flugkünste vorzustellen.



Wenn man schon bis 21 Uhr (2. Sitzung) aufs Essen warten muss, dann sind solche Motive zum Zeitvertreib sehr willkommen.



Klosterleben auf See

Geübt wird Geduld, geduldet wird Üben.

Im richtigen Leben muss man ja eine Rolle spielen. Will sagen, selten nur kann man so sein, wie man erstens ist und zweitens gerne sein möchte. Nein, man muss funktionieren, sich benehmen, Sitten und dem Anstand entsprechen, eine gute Figur machen, etwas darstellen, Vorbild sein, zu keiner Beschwerde Anlass geben und überhaupt, gesittet und gut angesehen sein. Auf der Gangway, die Land mit Schiff verbindet, fällt dies alles ab und man betritt das Schiff, als trete man in ein Kloster ein, in dem andere Regeln gelten als im übrigen Leben.

Regel Nummer eins im Kloster Schiff: Hier kannst Du sein, was Du sein willst, es kennt Dich ja keiner. Das Loslösen von den Beobachtungen, Maßregelungen, Vergeltungen einer einen permanent umgebenden sozialen Kontrolle, Familie, Freundeskreis, Kollegen oder überhaupt Nachbarschaft und Vereinsfreunde genannt, spült jene wirklich wahren Motive und Seins-Zustände zutage, die der Mensch zeitlebens zu verbergen oder weitgehend zu kaschieren trachtet.

I am, as I am

Hier trauen sich extrem dünne Menschen, in lächerlich einer Unterhose gleichen Shorts, obenherum mit einem T-Shirt in unmöglicher Khaki-Farbe bekleidet, mit knöchelhohen weißen Socken und ledernen Schnürschuhen herumzulaufen, obwohl die so hervorragenden Unterbeine, von Waden und dort sonst zu vermutenden Muskeln kaum eine Spur, wohl mehrere Jahre keine Sonne gesehen haben. Es sieht so etwas von grauenhaft aus, dass man jählings in Mitleid verfällt: Man gönnt dem armen Kerl noch einen langen Alterslebensabend, da sein krummer Buckel davon zeugt, lebenslang mit Mühe und Plag bestraft worden zu sein.

Oder die dicke Frau, die sich die Mühe macht, den Extreмбаuch mit einem Umhang zu kaschieren, der erst recht darauf aufmerksam macht, dass sich hier etwas Außergewöhnliches auf eine zubewegt. Die junge Frau, erkennbar dem schnoddrigen Russen zugehörig, die sich nach Schminkart und Kleidungsstil kaum von einer Nutte unterscheiden kann, was darauf hinweist, dass sie eine ist. Geruch, sprich Parfümwolke, eingeschlossen.

Das junge Ehepaar, vielleicht und vorurteilhaft gesprochen „vom Lande“, das nur noch mit weit aufgerissenen Augen umherläuft, weil es in einer Welt gelandet ist, die ihnen bisher fremd war. Und auch weiterhin bleiben wird. Sie klammern sich mehr aneinander als dass sie „Händchen halten“. Der bedauernswerte altersgezeichnete Protz, der mit seinen 70 Jahren noch so tut, als würden die jungen Frauen sich orgiastisch in Ohnmacht kreischen, wenn sie seinen ölschimmernden Körper sehen. Allenfalls krümmen sie sich, aber nicht vor Lust, sondern vor Lachen.

Markenmakel

Doch am meisten trifft es die, die sich noch vor dem Urlaub mit Markenklamotten eingedeckt haben. Jeder trägt hier irgendwas mit irgendeiner Marke, und sei sie noch so unbekannt – aber gerade darin liegt ja der Reiz, Billigklamotten so zur Schau zu stellen, als stammten sie aus der exklusivsten angesagten Boutique. Nike und Adidas gelten hier eher als Proll, weder mit Diesel noch Swarowsky-Klunkern kann man hier punkten, und wer mit dem Lacoste-Krokodil rumläuft, zeigt nur, dass er sich seit 20 Jahren nichts mehr neues leisten konnte. Die Chinesen stapfen ja eh in Plastikwurstpellen der Sonne entgegen. Selbst die unaufdringliche Eleganz

eines handgenähten italienischen Lederschuhs noch english Tweed und Blazer mit dem richtigen Club-Emblem gelten hier etwas, denn welcher Mitreisende wüsste solches zu schätzen, weil dies Kennen voraussetzt. Nein, Marke zählt nichts, und selbst die türkischstämmigen Radikalfrisuren der jungen Männer, mit denen sie sich wie geschorene Schafsböcke zeigen, erregen Mitleid, nicht Anerkennung, geschweige denn Bewunderung. Nach wie vor versuchen die pubertierenden Mädels, dem Kicher-Alter noch nicht entwachsen, durch aufdringliches Make-up und läppisch gekämmten möchtegern-und-mach_ich_selbst-Frisuren Grande Dame zu spielen, allein ihre stacksige X-Beinigheit und das fußgelenküberfordernde Abknicken der Füße in den neuen, viel zu engen Stöckelschuhen macht allenfalls noch das Maß der Selbstüberschätzung voll.

Aber was soll's. Alle sind sie hier auf dem Schiff, um wie im Karneval mal für ein paar Tage der Realität zu entfliehen. Oder wie im Kloster, wo andere Regeln gelten als im Rest der Welt. Wo die Ichbezogenheit einschließt, gegenüber jedem, um wenn er noch so anders ist, tolerant zu sein; was meist am einfachsten ist, wenn man die anderen Personen schlichtweg ignoriert. Diese geht-mich-nichts-an-Haltung macht es dann um so leichter möglich, die anderen um so ungenierter zu beäugen und sich in hämischen Bemerkungen zu ergehen, weil man genau weiß, über einen selbst werden sie auch gemacht. Wie Du mir, so ich Dir, auch das ist Gerechtigkeit, weil Gleich- und Ausgewogenheit.

Münchhausiaden

Sollte man aus Versehen mal mit andern Menschen ins Gespräch kommen, steht es einem völlig frei, sich über sich eher auszuschweigen oder die tollsten Geschichten zu erzählen, deren Wahrheitsgehalt vollkommen ohne Belang ist, solange sie spannend und logisch sind. Oder unlogisch, verwirrend, und damit geheimnisvoll, Mythen und Legenden fördernd. Solange man nicht den Fehler begeht und die eigene Adresse, Internet und Email eingeschlossen, rausgibt, kann's eh keiner prüfen. Hier kennt ja keiner keinen. Wie im Karneval. Dort ist das Kostüm dasjenige, das den Menschen ausmacht, der darin steckt.

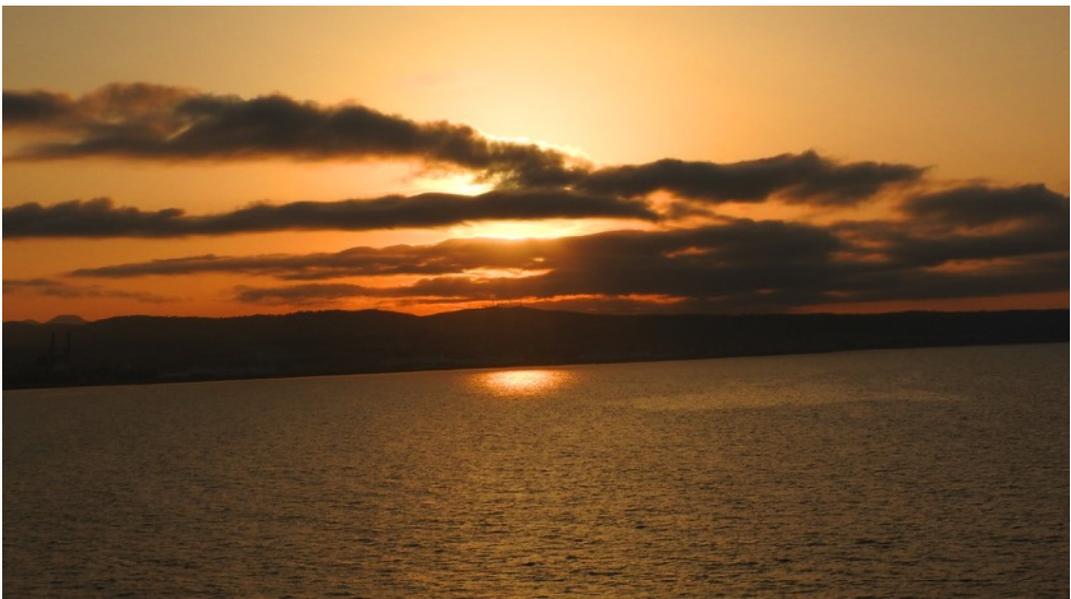
So auch auf der Kreuzfahrt. Hier kann jeder sein, wie er jemals sein möchte. Keinen stört's und alle amüsieren sich.

Männer sind doch alle gleich. Männer werden rein beruflich Boxer oder Koch oder Kapitän, und wenn sie dann ein weiser Kapitän sind, dann werden sie Hafentotse und wenn sie Hafentotse sind, brausen sie mit dem Hafentotsschiff mit Höchstgeschwindigkeit durchs Wasser, um den Gästen an Bord zu imponieren.





R = Rot und R = Links (einfach zu merken, oder?), also backbord (übersetzt: rückwärts). Die Frage ist nur, von welcher Seite aus gesehen? In den Hafen rein oder aus dem Hafen raus? International gilt: von See kommend liegt Rot links (backbords), allerdings nicht auf Binnengewässern, da gibt es zwei Weltregionen mit unterschiedlichen Regeln. Das schöne ist: Das rote Leuchfeuer ist aber gar keine Tonnen-, also links-rechts-Markierung, sondern nur Warnzeichen vor dem dicken Hafenumlenklotz. So einfach ist Seefahrt. Die rote Sonne kann übrigens auch steuerbord (also grünseitig) sein. Ahoi, ein Schiff wird kommen ... und die Sonne geht unter.



Luxus. Pur und relativ.

Was einen an einer Kreuzfahrt gefallen könnte

Prunk und Protz, zur Schau gestellter Reichtum: Ist dies Luxus? Es ist keine Frage eigener Armut, aber vielleicht gereifter Erkenntnis, dies eindeutig mit Nein beantworten zu können. Der Luxus liegt in den kleinen, eher banalen und kaum spektakulären Momenten. Zeit für sich zu haben, mal nicht gedrängt sein, die Zeit fließen lassen, sie sich selbst mit Inhalten gestalten zu können – das ist Luxus; unter anderem. Kreuzfahrten haben den großen Vorteil, egal ob auf Flüssen oder zur See, man kann so schnell und einfach nicht fortlaufen und die Fahrt beschleunigen, das geht auch nicht. Man ist getaktet, aber nicht gehetzt, strukturiert, aber nicht gedrängt. Gemessen am allgemeinen und überwiegenden Alltag ein großer Luxus.

Der größte aber von allen liegt für mich hinter einer verschließbaren Türe. Es ist die „Nasszelle“ in einer jeden Kabine. Was für ein Luxus, auf dem „eigenen“ Klo zu sitzen und nicht wie bei einem Donnerbalken-Gemeinschafts-Abtritt sich die Darmwinde der Mitreisenden anhören und die hinauskatapultierten Darmgase einatmen zu müssen. Nein, ein kabineneigenes Klo mit sanfter, aber wirkungsvoller Entlüftung, weiches Toilettenpapier und ein Waschbecken, das den Namen verdient.

Doch die Krönung dieses Nasszellen-Luxus ist und bleibt die Dusche. Aus der zu jeder gewünschten Zeit jede gewünschte Menge Wasser eines gewünschten bis zur Erträglichkeit reichenden Wärmegrade zu zapfen ist. Sanft rieselnd, ohne Temperaturschwankungen, in einer selbst für umfangreiche Menschen hinreichend dimensionierten Kabine bzw. Abteilung. Ob Hafen oder Hochsee, ob flusswärts in der Schleuse oder im Strudel des Stroms, man duschbadet sich frisch oder müde oder beides zusammen. Danach, noch ein Luxus, hüllt man sich in sanftweiche blütenweiße wohlige warme Badehandtücher, die einem, kaum gebraucht, wieder erneuert werden. Hier fragt keiner nach Umwelt und Handtuch mehrfach nutzen, denn erstens wird jeder Liter Wasser an Bord perfekt recycelt und zweitens, wenn man ehrlich ist, produziert jeder Gast auf einer wöchigen Kreuzfahrt anteilig mehr CO₂, als er mit Kohleheizung und Alt-Auto jährlich zu erzeugen imstande wäre. Auch das ist Luxus, einer, der anderen schadet. Da kommt es auf das luxuriös gewaschene Handtuch auch nicht mehr an. Weniger Schwefelöl verbraucht der Dampfer bei einem nicht gewaschenen Handtuch auch nicht als mit gewaschenem, denn die Atmosphäre heizt er so oder so ganz einfach auf.

Luxus pur

Es ist Luxus, an Bord jede Menge Spiegel- und sonstige Eier essen zu können, lebt doch bekanntlich Geflügel nicht auf See. Ochsen werden mitgeführt, wenn auch zerlegt und tiefgekühlt, aber auch frische Erdbeeren und vitaminreicher Salat. Täglich werden Brötchen frisch gebacken, Brot in zig Sorten – solch Luxus hat man zuhause nicht. Man kann unter einem halben Dutzend Gerichten wählen – je Mahlzeit; Luxus, den keiner im eigenen Heim hat. Bedient wird man von Kellnern, die oft weiße Handschuhe tragen. Zu Hause muss man selbst für den Abwasch sorgen. Welch ein Luxus hier an Bord!

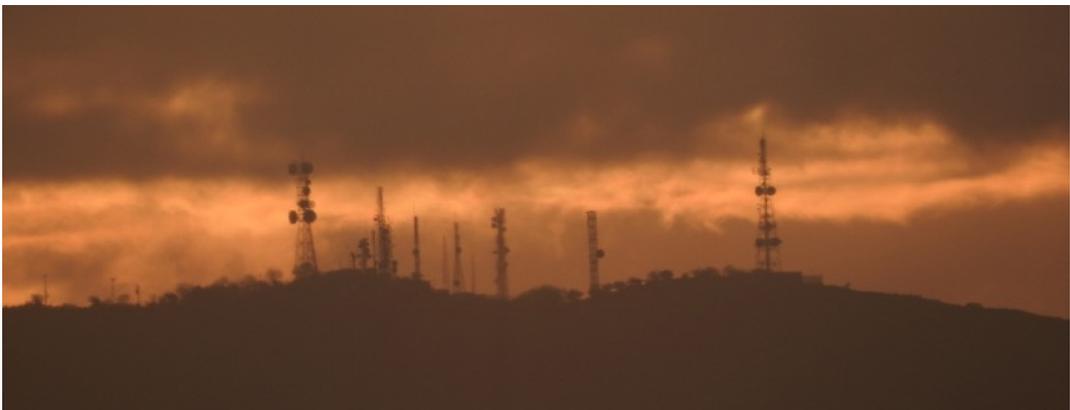
Es ist Luxus, dass die Kabine gradgenau geheizt oder gekühlt ist, wie man es sich wünscht. Dass Fernsehen an Bord gibt, Radio. Man kann internet-surfen, telefonieren. Wie zuhause, und das auf hoher See.

Aber warum ist das Luxus? Ganz klar doch, weil man die Abwesenheit all dieser Annehmlichkeiten und Verwönmomente kennt. Kein Luxus kann es für diejenige Person sein, die nicht weiß, dass dies nicht selbstverständlich ist. Die im Überfluss und im alles-ist-immer-möglich großgeworden ist; die heutigen Kids beispielsweise. Die der See, auf der sie fahren, keines Blickes würdigen. Die saufen, raufen, gröhlen, sich in Aufzüge zwängen, bevor ältere Menschen hingehumpelt sind, die Gickern und Kichern, aber zu keiner Sekunde die Augen vom Handy lassen, welches sie vor sich her tragen, als sei es an den Händen angewachsen. Möchte wissen, wie bei denen Sex aussieht: SMS mir was – oder wie, oder was?

Nein, Luxus kann nichts öffentliches sein. Das Schiff, als luxuriös gepriesen, von Sophia Loren höchstpersönlich mit Sekt besudelt, sprich getauft, ist nicht Luxus, sondern Blendwerk und Kitsch. Aber netter Kitsch. Zum Grinsen, zum sich daran vergnügen, zum so nehmen, wie es halt mal ist. Luxus ist immer etwas sehr intimes, etwas nur persönlich empfundenes. Also, ist dies eine Luxus-Reise? Für mich, für uns eindeutig Ja.

Für andere vielleicht ein Trip wie andere auch. So vielfältig können Schiffe heute sein.

Ach wie hübsch einen da die Ewige Stadt Rom und ihr 60 km entfernt liegender Seehafen begrüßen. Weil die Römer dank dem Vatikan einen guten Draht zum Himmel haben, haben sie schon einmal eine ganze Batterie Antennen am Hafen aufgebaut. Logisch ist das nicht, sieht aber genügend hässlich aus.



Erst mal frühstücken!. Im Hafen von – jetzt mal kräftig üben – TSCHI-VI-TA-WECK-I-A, Civitavecchia.

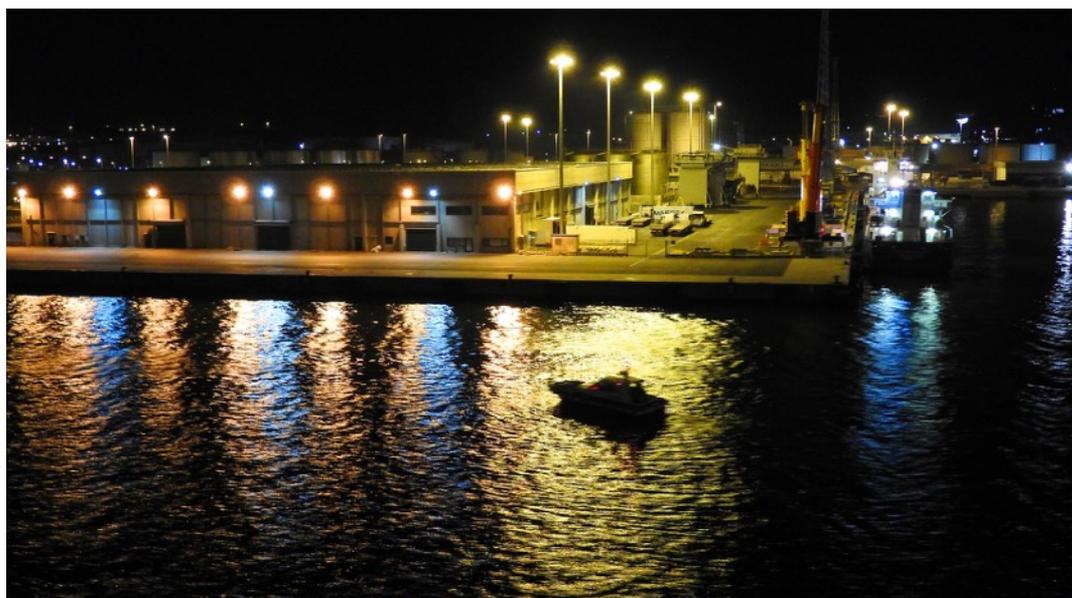
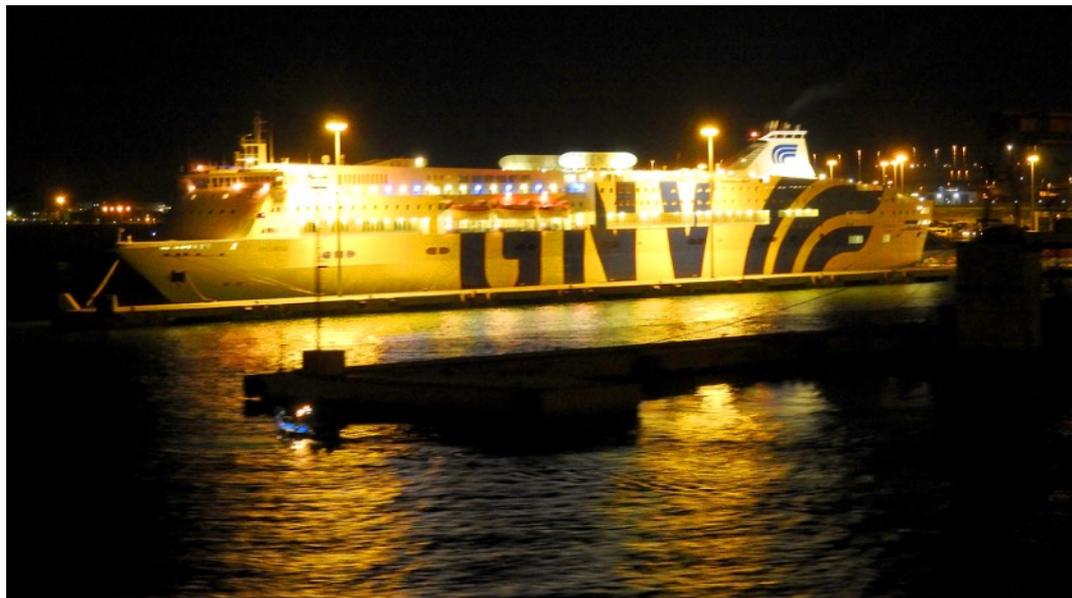
Und danach dann erst mal einen Espresso coretto Grappa. Allerdings erst am Mittag.



Derweil kann man sich die Fährschiffe begucken und weiß, wie die Grimaldis sich das Geld verdienen.



Pseudo-Hafenromantik im eher schmutzigen Industriebereich des römischen Hafens.



Dann doch lieber die Nacht durchschlafen und morgens wieder Land entdecken:



Beeindruckend

Schaukelnde Gigantomie

Manchen Frauen, nicht vielen Männern, gelingt, das Essen rechtzeitig auf den Tisch zu bringen. Auch und vor allem dann, wenn Gäste zum Essen geladen sind. Und den Gästen gelingt kaum, pünktlich zu erscheinen, geschweige denn, rechtzeitig wieder zu gehen. Nur so ein Schiff: 3.500 Essen auf die Minute pünktlich, alle Gänge flott – und gut, wirklich gut gekocht, schmackhaft – hübsch serviert. Wow! Abfahrt, Ankunft: Sekundengenau. Liegt vielleicht daran, dass man auf solchen Pötte weiß mit täglich 10.000 und mehr Eiern umzugehen.

Kreuzfahrtschiffe der Splendida-Klasse sind große Dörfer, „einwohner“-mäßig gesehen. Täglich wollen 5.500 Frauen und Männer, auch solche, die sich nicht entscheiden können, verpflegt sein. Da braucht es halt dann mal schnell siebzig, achtzig Tausend Eier die Kreuzfahrt. Je Palette 24 Stück, 5 cm die Palette hoch, ergibt einen Turm von 156 Metern, fast dreimal so hoch wie das Schiff selbst. Eigentlich müssten die Eier zum Schornstein rausragen ...

Speisefabrik

Der Speisesaal umfasst, auf mehreren Etagen, an die Tausend Plätze. Gegessen wird in zwei Sitzungen, etliche Nobel- und Spezialitätenrestaurants gibt es auch noch (kabinenpreis-abhängig), plus das zu Stoßzeiten mit Hunderten Menschen gut gefüllte Buffet. Was aber das erstaunlichste ist: davon merkt man nichts, allenfalls nur ein wenig am Rande. Zu Tisch sitzend wieselt und wuselt ständig der „eigene“ Kellner um einen rum. Alle Gänge kommen flot, warm/heiß oder im Falle von Eis noch ungeschmolzen kalt auf den Tisch, galant serviert; man wird zwischendurch mit Wein versorgt, das Tischbrot nachgelegt, jeder Sonderwunsch erfüllt. Nirgends Hektik, Stress; und das tausenfach. Allenfalls darf man nicht darüber nachdenken, welche Knüppelarbeit das Schleppen der Unmengen Teller ist. 10 beim Servieren und auch mal 20 beim Abräumen werden da freihändig mit schräggeltem Körper über eine Schulter balancierend an- und fortgeschleppt. Ich möchte es nicht tun müssen!

In jeder Bar ist Cognac, Bitter, Wein, Cola und gut gekühltes Wasser vorhanden; der Bars sind ein Dutzend, plus einige Lounges, Diskoteca extra. Täglich zwölf- bis fünfzehntausend Handtücher, knapp zehntausend Servietten, Tischdecken in ziemlicher Zahl. Bettwäsche. Uniformen. Gäste-Wäsche. Wieviel Rollen Toilettenpapier muss man bunkern, damit jeder Wisch erfüllt werden kann?

Mini-Universum

Manchmal reguliert sich dieses Bunkern wie ein gutes kybernetisches System, Angebot und Nachfrage finden eine Balance. Ich: „Tomatensaft, bitte“. Kellner: „Nehm'se zwei, wir haben so viele davon!“. Auch gut, ist ja Flatrate, Tomaten haben Lycopin und das sorgt nicht nur fürs Rot, sondern ist auch gesund. Also, dann zwei!

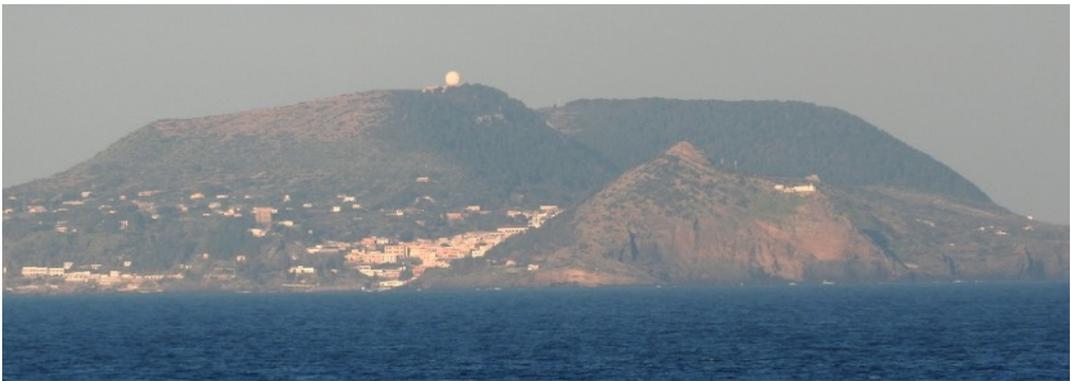
Wohin geht eigentlich eine auf einem Schiff arbeitende Person, wenn sie – wie an-Land-Arbeiter – zwei freie Tage hat? Wohin, da man gerade auf See ist? Die Antwort ist einfach: Man hat kein frei. Eine ganze Saison lang. Dann aber zwei bis vier Monate Urlaub. So geht's auch. Was es nicht leichter macht, täglich rund 3 Kilometer Korridor zu staubsaugen, plus 4 Fußballfelder öffentliche Räume plus ein komplettes Badedeck wasserfrei zu halten. Gestrichen werden muss das Schiff unterwegs auch und es ist

nicht banal, wöchentlich rund 5.000 Fenster und Balkonglaswände zu reinigen. Oder jeden Tag bis zu sechs mal an die 2.500 Liegestühle gerade auszurichten. Übrigens nur, damit jeder Gast das Gefühl hat, das alles geschähe nur und ausschließlich seineswegen.

All diese Mengen sind ja noch verständlich. Unverständlich wird mir lebenslang bleiben, wie man auf einen Teller am Buffet so viel draufpacken kann und vor allem, wieso dürre Menschen zu einer Mahlzeit so viel essen wie ich rollende Kugel in einer Woche. Es geht ungerecht zu auf dieser Welt, sehr ungerecht. Drei Hamburger (verpackt à la MacDingsbumskirchen) plus drei Pappschachteln Pappommfritze auf dem Tablett. Aha, denke ich mir, da versorgt einer seine Familie. Doch – keine Familie weit und breit. Nur dieser Buffetraffer, den ich nach einer weiteren halben Stunde immer noch kauend sehen, um sich herum Schachteln und Papierfetzen verstreut, die Backenmuskeln angeschwollen. Eben hat: auf diesem Schiff kann man schon eine MENGE erleben.



Romantik noch weit draußen auf dem Meer. Aber alles Land im Mittelmeer hat eine ähnlichen oder sogar gleichen Charakter: viel Felsen mit wenig Bewuchs, aber relativ „unpassende“ Bebauung ...



Die Hafeneinfahrt von Palermo:



La Bella

Palermo und sein morbider Charme

Zweifelsohne, Siziliens Hauptstadt hat Geschichte – und vorerst wohl fürs erste die besten Zeiten hinter sich. Prachtvolle, dem puren Machtgehabe dienende Fassaden, architektonisch mal großartige, mal grässlich verunstaltete Gebäude bilden Plätze und Straßen, prägen die Karrees und tauchen urplötzlich um die nächste Ecke auf. Das theatralisch Großartige kominiert sich gut mit dem alltäglich Schlichten, indem wie üblich die Wäscheleinen zur Straße hin gespannt sind und sitzt man auf dem Oberdeck des Touristenbusses, man mühelos in engen Gassen sich T-Shirts und anderen davon pflücken lassen.

Palermo ist eine Splendida, um den Schiffsnamen auf die Stadt zu übertragen, eine großartige Stadt. Wären da nicht die Ansprüche der Sizilianer, partout als erster oder Zusätzlicher in die Kreuzung einfahren oder sie vollends verstopfen zu wollen. Wenn Genua irgendwie dem deutsch-mentalen Autofahrer in Teilen unlogisch erschien, dann ist Palermo das Gegenteil: Hier ist logisch, dass Logik mal rein gar nichts bewirkt und völlig überflüssig ist. Auch erschließt sich sofort die Mentalität der Sizilianer. Spricht uns eine nette junge Frau an, doch bitte bei ihr die Fahrkarte für den hop-on/hop-off-Bus zu buchen und parliert fließend deutsch. Sie fragt, wie wir ihr Deutsch finden. Ich sage „gut“. Sie, sichtlich enttäuscht, „Nicht sehr gut?“. Lektion eins gelernt: Sizilianer = #1. Grundsätzlich.

Vesuv als genetisches Erbe

Beim Autofahren gilt, Nerven bewahren. Eine Vorfahrterzwingung abbrechen sollte man maximal fünf Zentimeter vor der Karambolage, beim Brensen reicht es vollkommen, eben diese fünf Zentimeter hinter dem Vordermann zum Stehen zu kommen. Fußgänger brauchen weder Grün noch Zebrastreifen, es reicht vollkommen, wenn sie ein gutes Auge dafür haben, wie geschickt sie die nächste schmale Lücke zwischen den Fahrzeugen nutzen können, um darin seit- oder vorwärts voranzukommen. Parken in der zweiten Reihe ist wie in allen Großstädten der Welt keine Frechheit, sondern die einzige Chance, überhaupt mal eben ein Paket abzugeben. Oder Mittagpause zu machen.

Mir fällt auf, dass die hiesigen Busse alle keine Langversionen sind. Nach 500 Meter palermischer Straßen wird klar, warum. Sie schaffen Kurven, bei denen selbst die beliebten Vespas in gefährliche Schiefelage kommen.

Zwischen sich selbst und der Welt

Palermo ist eine Stadt, von der man zumindest nach kurzem Besuch nicht sagen kann, was sie wirklich ist oder will oder darstellt oder ausstrahlt. Außer, dass sie eine trotzig Selbstbehauptung an den Tag legt, indem sie sich zwischen geschäftig und relaxed gibt. Wenn Sizilianer arbeiten, und damit lernt man gleich eine weitere Regel kennen, tun sie dies, indem sie sich bewusst lässig und entspannt geben. Keep cool, calme e tranquile, Eile mit Weile, komm ich heut' nicht, komm ich morgen! Aber kommen tue ich. zu funktionieren scheint irgendwie alles. Selbst zusammenbrechender Verkehr kommt ganz entspannt, aber sicher voran.

Oder die Sicherheitskontrolle am Hafen bei der Rückkehr an Bord. Die Kamera muss natürlich durchleutet werden (inzwischen weiß ich ja aus Genua, Terroristen verstecken ihre Atombomben in Kleinbildkameras), meine Jacke kann ich anbehalten, in der Metallkontrolle schrillen die Piepser auf Hochtouren – das stört keinen Menschen, so er Palermianer oder ersatz-

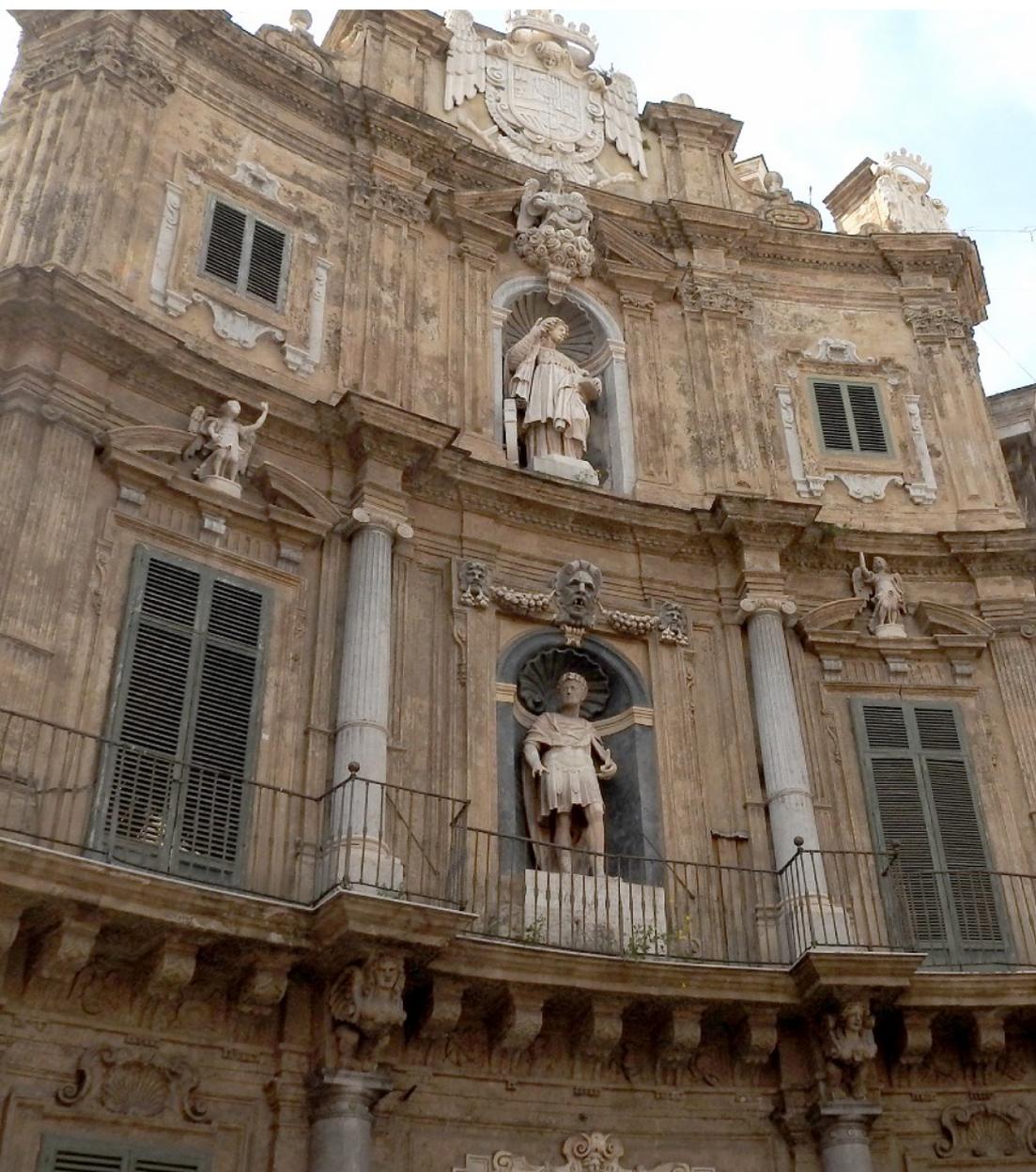
weise Sonstweitaliener ist. Vor mir das junge Pärchen mit Kinderwagen samt zugehörigem Minineurotiker, der beim Spaziergang – ja, wirklich – eine Terroristenausrüstung gekauft und geschenkt bekommen hat. Eine komplette: Maschinenpistole, Handgranaten, Gummiknüppel und Elektroschocker. Alles aus Plastik zwar, aber das könnte ja auch einfach nur eine Tarn-Ummantlung sein. So etwas aufzudecken wäre ja Arbeit, also wird konsequent das Teil nicht durchleuchtet, meine Kamera erscheint da viel gefährlicher. Schön, dass es Eltern gibt, die sich so früh und konsequent darum kümmern, dass ihre Zappelkinder rechtzeitig Krieg, Mord und Gewalt kemmenlernen und ise damit später für die IS und ihre Nachfolgeorganisation leicht zu rekrutieren sind. Palermo hilft gerne mit, ich schätze mal, die Mafia hat ihren Spaß daran.

Palermo, am A... – vorbei

Zurück an Bord setzt der normale Kreuzfahrtwahnsinn ein: Keine Sau interessiert wirklich Palermo, auch die, die mit dem Bus rundgekartt worden sind, sind froh, nun endlich wieder das tun zu können, weshalb sie ja die Kreuzfahrt unternommen haben: Indem sie der Umgebung, in der sie sind, nicht eines Blickes, nicht eines Blickes! würdigen. Warum auch? Palermo kommt auch so klar, ohne erblickt zu werden. Und das schon seit ewig vielen Jahrhunderten. Palermo wird es noch geben, wenn der Ätna den Rest der Insel dick mit Lava und Asche beschüttet hat. Die Palermi interessiert das nicht. Oder nennt man sie Palermoianer, Palermer, Palermoniken, Palermoisten, Palermoghiano/i? Oder Pallermann und Palermose?



Während andere Städte wesentlich heruntergekommenere Ruinen als Sensation zelebrieren, stehen in Palermo wirklich beeindruckende Bauten einfach nur so still und stumm rum ...







Es ist relativ klar, was dieser Säulenheilige von den Touristen hält.

Nur mal so, damit man sich die Dimension des Schiffes in Relation zu den mehrgeschossigen Wohnhäusern vorstellen kann:







Postkarten-Idylle an Bord: Ruhe, Entspannung, schönes Wetter, - - - alles gut !

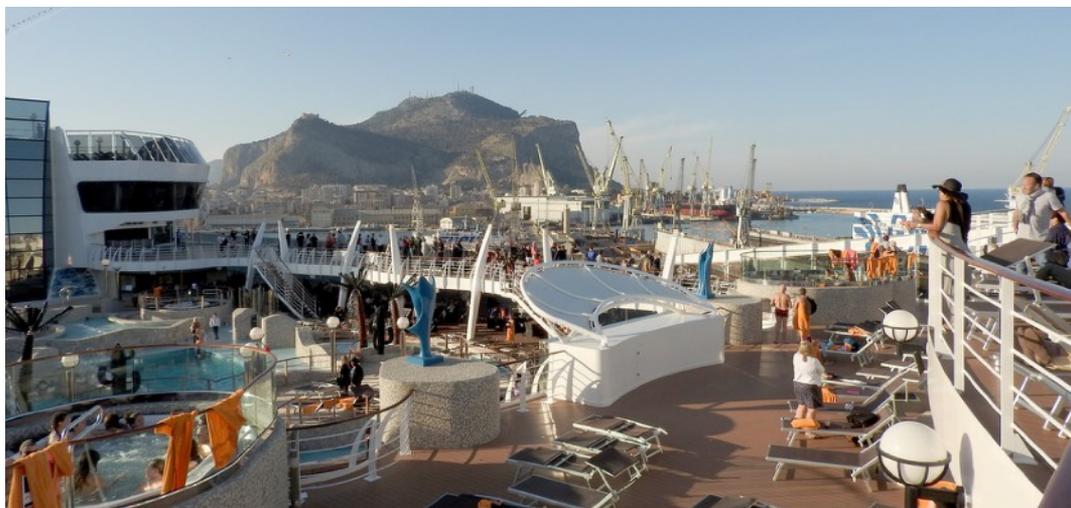
Und Eis gibt es per Flatrate auch noch kostenlos:



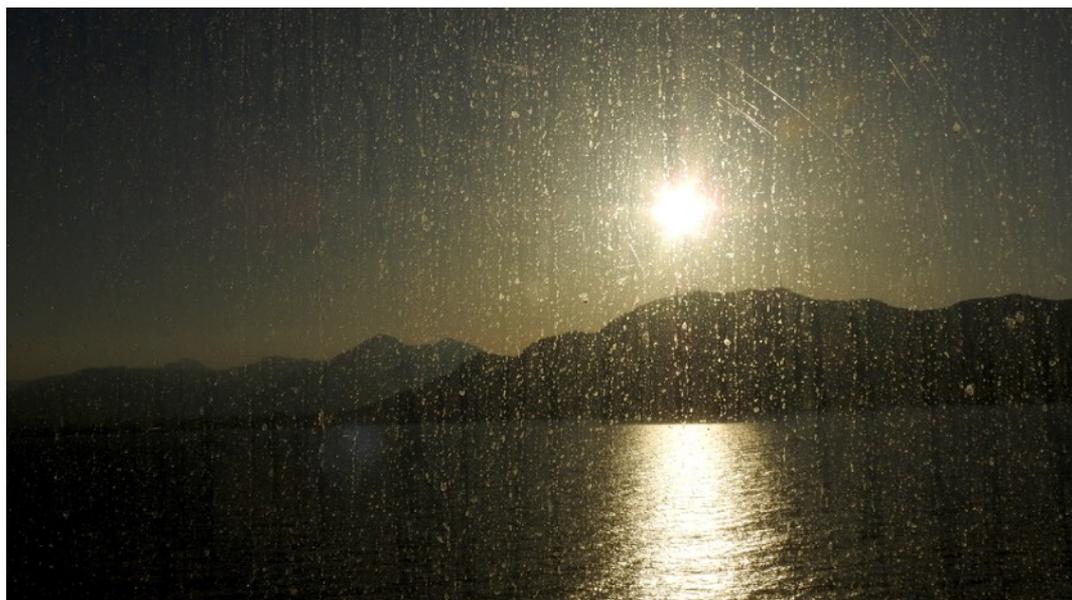
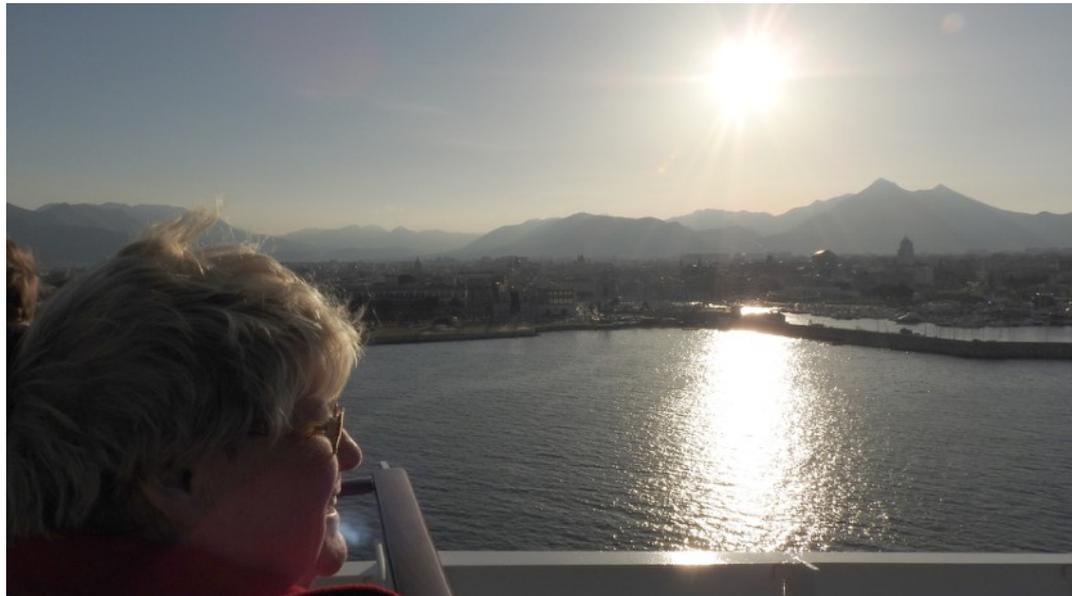


Noch einmal einen Blick in den palermischen Hafen, dann gehts wieder hinaus auf mittelmeeische See in maltische Gewässer und in den valettischen Hafen. Jetzt für Sprach-Konservative: Aus dem Hafen von Palermo übers Mittelmeer nach Valetta auf Malta.

... und irgendwie weiß man nich tmehr, was ist Schiff, was ist an Land ...



Weils an Deck zu kalt wird, verkriechen wir uns in die Schwimmhalle – Scheibenputzen geschieht öfter, die Seegischt ist aber noch öfter – und betrachten den Sonnenuntergang von dort aus weiter,



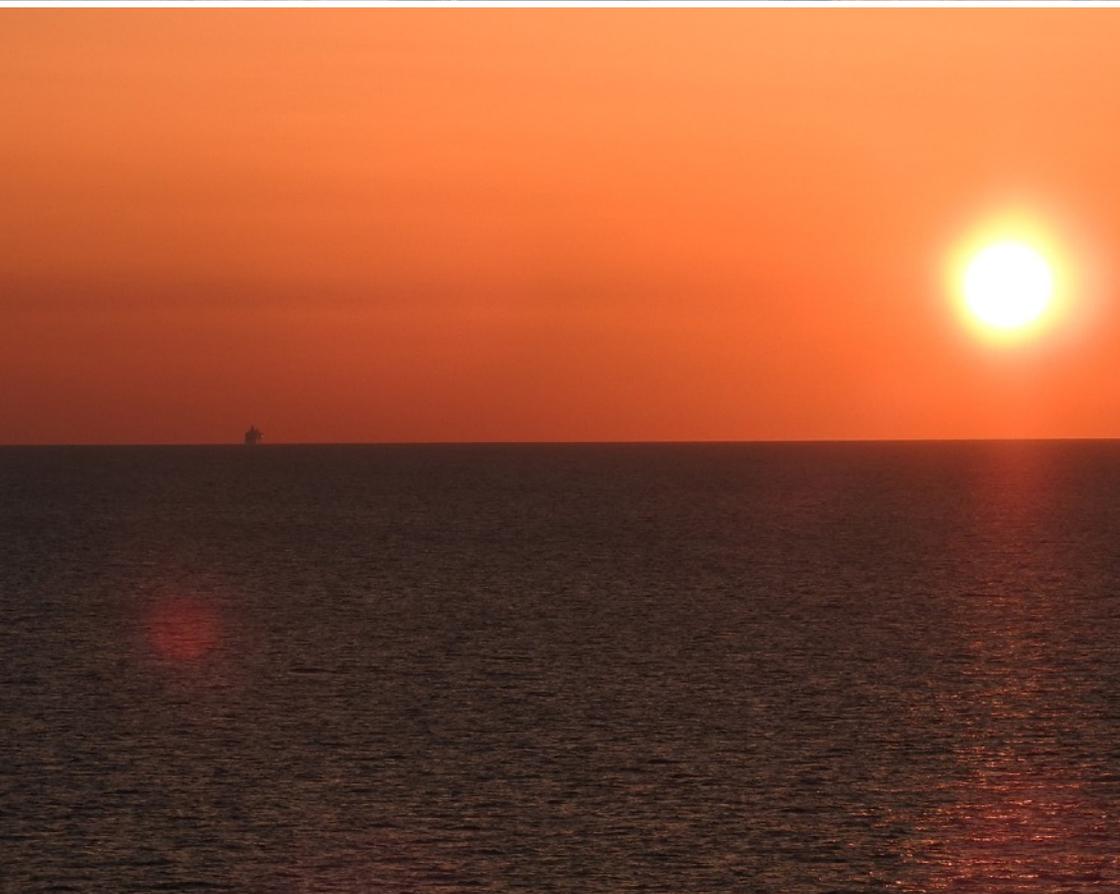
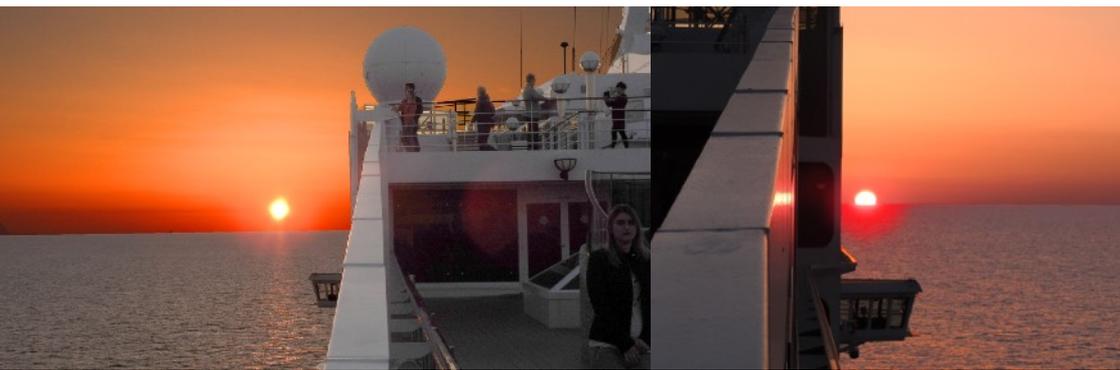
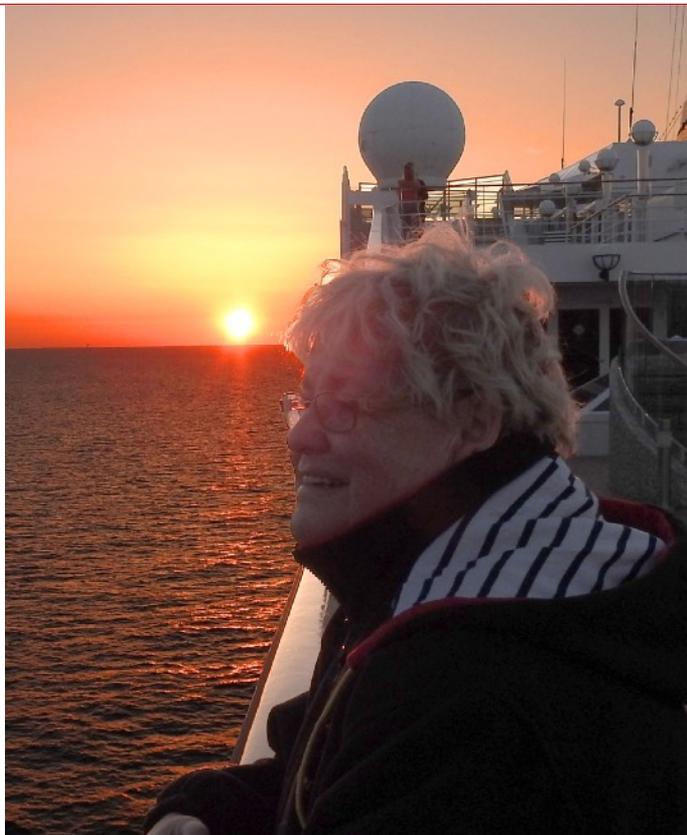
während – wohl bemerkt, Männersache – die Hafenslotsen wieder protzprahlerisch gischtspritzend davonjetten.



*Was gibt es Schöneres, schöneres,
als ein Sonnenuntergang am
und im Meer, mehr will man
nicht.*

*Schwärmt der Dichter:
Bleibt zurück am Horizont
die Küste
fährt zuvor am Horizont
die Costa.*

- - - sieht sie jemand?



Man müsste nochmal ...

... pubertieren können

Willy Schneider, der Tenor des Bergischen Landes, schmachtete einst mit seiner Knödeltenorstimme „Man müsste noch mal zwanzig sein“; gemeint war die Zeit, die man dann am Wiesenrain verbringt. Womit, bleibt offen. Heutzutage und an Bord fällt mich wehmütig an, man müsste noch mal pubertär sein. Denn auffallend viele junge Menschen zwischen Kindheit und Karrierestreben tummeln sich an Bord.

Erstens einmal: Wahrscheinlich reichen nicht mehr wie einst bei uns Rheinringwanderungen, vier Tage und drei Jugendherbergen nebst täglich 15 Kilometer Weg, aus, um ein Erlebnisfeeling zu spüren. Wenn nicht Klassenflug nach New York, dann wenigstens Klassenkreuzfahrt. Und manche haben ja auch nur deshalb Zeit, weil sie reiche Eltern haben und zwischen Schule und Studium drei, vier Pausenjahre liegen, die es zu überbrücken gilt.

Doch auch die alten Gesetze gelten noch. Mädels gehen grundsätzlich mal mindestens zu zweit und lieber noch in einer Gruppe von fünf oder sechs, dann kann man so herrlich zicken. Geht man zu zweit, ist cooles Rauchen angesagt, auch wenns die nimmermehr jungfräuliche Gebärmutter ordentlich teert. Im Gegensatz zu früher wird auch weiblicherseits unisexual öffentlich geküsst, Lesbos ist so weit nicht gelegen. Zumindest aber halten sich Teenager, sobald sie zum ersten Mal wagen, ein Abendkleid zu tragen, sich ängstlich am Händchen, weil sie sonst vor Schüchternheit im Boden versinken würden. Obwohl ihnen bei anderen Gelegenheiten das Rotzfreche angeboren scheint.

Die pickeligen maskulinen Pubertären üben sich wie eh und jeh im verbalen Weitpinkeln und macho-like im sich total cool geben, wobei dies je nach Charakter mal eine entsetzlich verstümmelte Frisur und mal ein Rauf- und Imponiergehabe ist, das jedem betrunkenen Hafenarbeiter zur Ehre gereichen würde.

Völlig ungeniert sind beide Geschlechter, wenn es um die Zurschaustellung ungewollter, aber dennoch realer Adipositas geht. Nun ist Übergewicht sicherlich eine Zivilisationskrankheit, die man nicht den Betroffenen primär anlasten kann. Doch leider sind noch nicht alle Whirlpools dafür gebaut, weswegen es in diesen an Deck – nun ja, sagen wir es einmal so, physische Dispositionsprobleme gibt. Frei übersetzt: Es passen nicht so viele rein, wie rein möchten. Aber da es inzwischen zum Glück keine Menschen mehr mit Normalmaßen gibt – irgendwas und -wie zu soundso ist jeder –, fällt einer mit Nichtidealmaßen nicht mehr auf, es fehlt der Vergleich.

Es gibt Krieg

Aber ein Vergleich sei doch erlaubt. In Zeiten, die gerne als „früher“ bezeichnet werden, galten einige recht kluge Regeln. Beispielsweise, dass es sinnvoll ist, wenn jüngere von älteren lernen und sich deren Gepflogenheiten zumindest im großen und ganzen anpassen. Oder, dass es ganz einfach Respekt, Toleranz und – man verzeihe die vergangene Vokabel – Sittsamkeit wäre, als jüngerer Mensch älteren höflich zu begegnen. Denn soziale Deeskalation schafft die Voraussetzung für ein stressfreies Miteinander, verhindert Konflikte.

Davon sind wir inzwischen weit, sehr weit entfernt. Das Benehmen der jüngeren ist mit maximal-egozentrisch ungeniert-pöbelhaft, latent-aggressiv und hirnrissig-rücksichtslos noch recht milde beschrieben. Wenn diese

(jungen) Menschen so werden, wie sie jetzt schon sind, ja dann – kann es nur Krieg werden, weil sie ein friedfertiges Miteinander weder kennen noch üben.

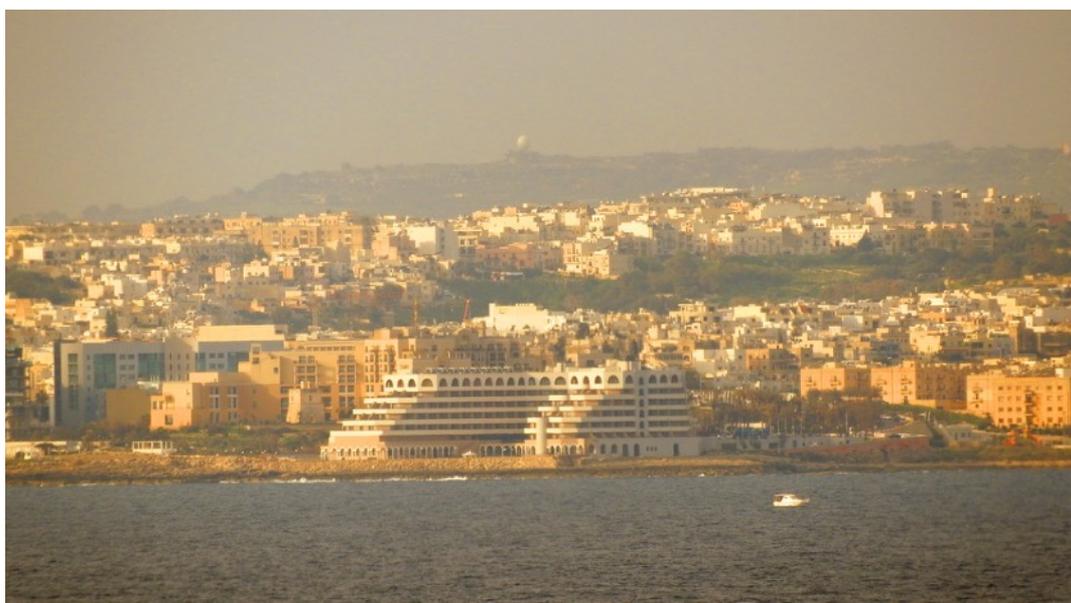
So bescheuert zerrissen, lumpig-verroht die Jeans aussehen, die sie tragen, ist ihr Benehmen. Dass sie in Lautstärke und Bewegungsdrang nichts außer sich selbst kennen ist ebenso Tatsache wie es längst im Dunkeln der Geschichte in Vergessenheit geraten ist, dass man den nachfolgenden Menschen – zumal älteren – mal die Türe aufhält. Toben, Kreischen, Schlagen, Essen wie im Schweinestall – Normalalltag der Jugendlichen, wie man erleben muss.

Aber auch da gilt: Man kann es ihnen nicht vorwerfen. Schaut man ins Fernsehen, weiß man woher es kommt. Ununterbrochene, fortwährende Filme, Sendungen, Themen, die nur von Krieg und Totschlag, Mord und Gewalt, von Verbrechen und Konflikten, von sich gegenseitig fertig machen und dem Heldenhaften eines Totalegoisten handeln, müssen ganz einfach Spuren hinterlassen. Wie sonst sollte es gehen? Täglich 2.000 Film-Leichen als Symbol einer Welt, die sich ausschließlich dem Frieden widmet?

Aktuelle Politik- und Wahlrends: Hau den anderen in die Fresse, wir sind die Einzigen, alles andere ist Dreck. Attacke! Verleumdung, Lüge, Hass, Niederträchtigkeit. Sind das nun Folgen einer schon lange verrohenden Jugendkultur oder deren Vorbilder? Vielleicht in diesem Falle das eine wie das andere.

Wenn ich mir hier – unter anderem, weil ich der Beobachtung nicht entgehen kann – internationale Jugendliche ansehe (also „aus aller Welt“), dann habe ich Angst: Wie kann diese Welt in Zukunft harmonisch, relaxed, fröhlich und gutmütig sein.

Ist morgens schon Schnaps angesagt? Nun, wenn man das eher ernüchternde Panorama von Malta sieht, verlangt es einem irgendwie automatisch nach einem entnüchternden Malteser ...

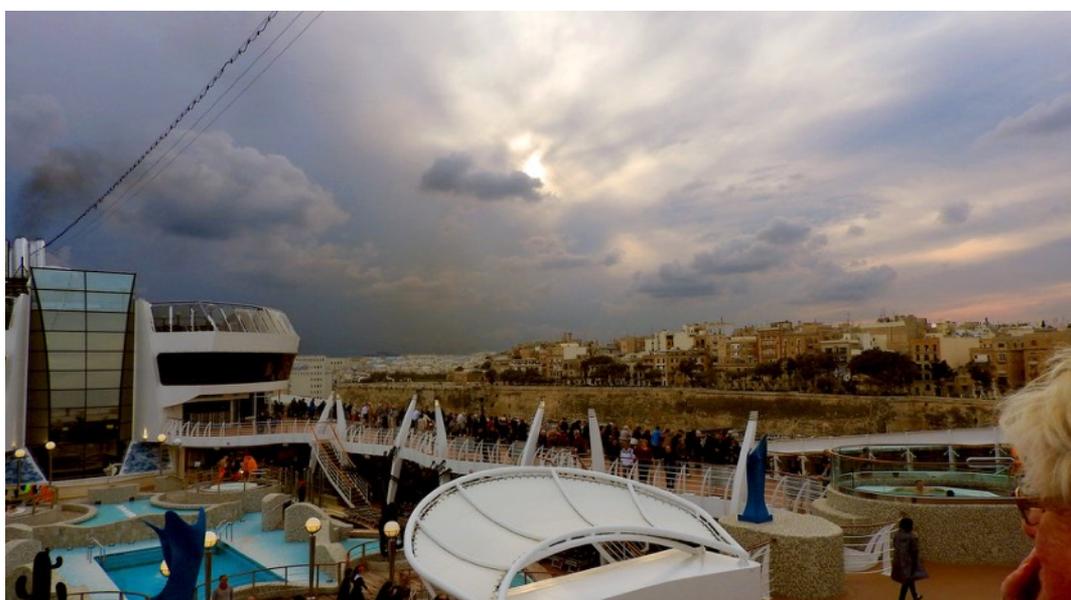




*Den besten Eindruck macht in jedem Alta
die Einfahrt in den Hafen Malta.
Vom Bett aus zum Balkon gelaufen,
bald kann man 'nen Malteser kaufen.*



*Erstens sieht Malta sehr maurisch aus, also schön bunt und durcheinander dicht gedrängt.
Zweitens ist es kühl und regnerisch. Deshalb fahren wir wieder ab.*





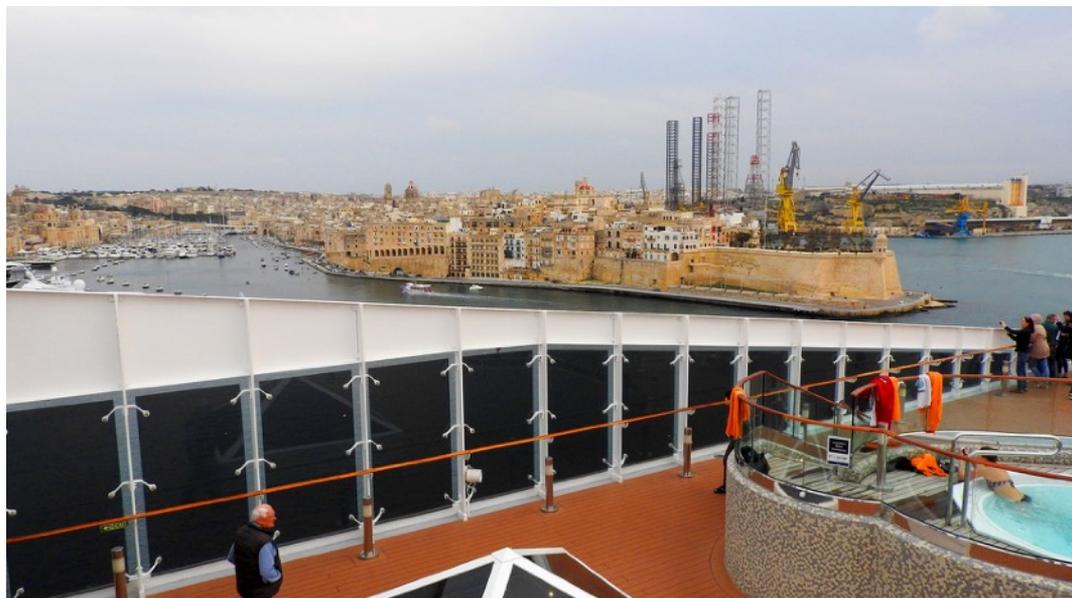
Trotz miesem Wetter sieht Malta auch am Nachmittag noch marurisch aus,

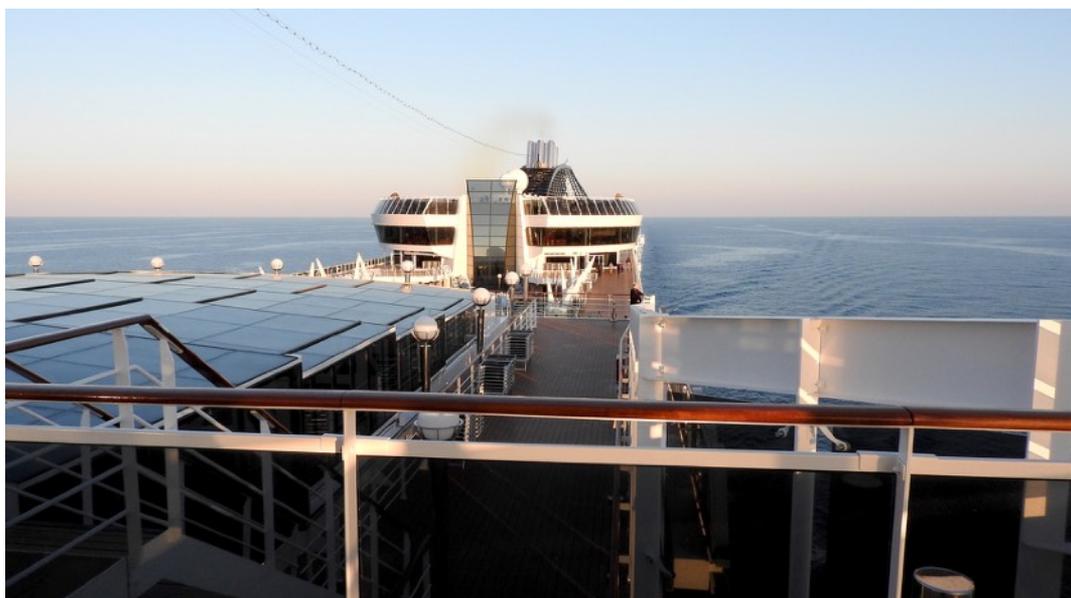


... schmückt sich aber mit recht komischen technischen Türmen. Bauen die den Maltaturm?

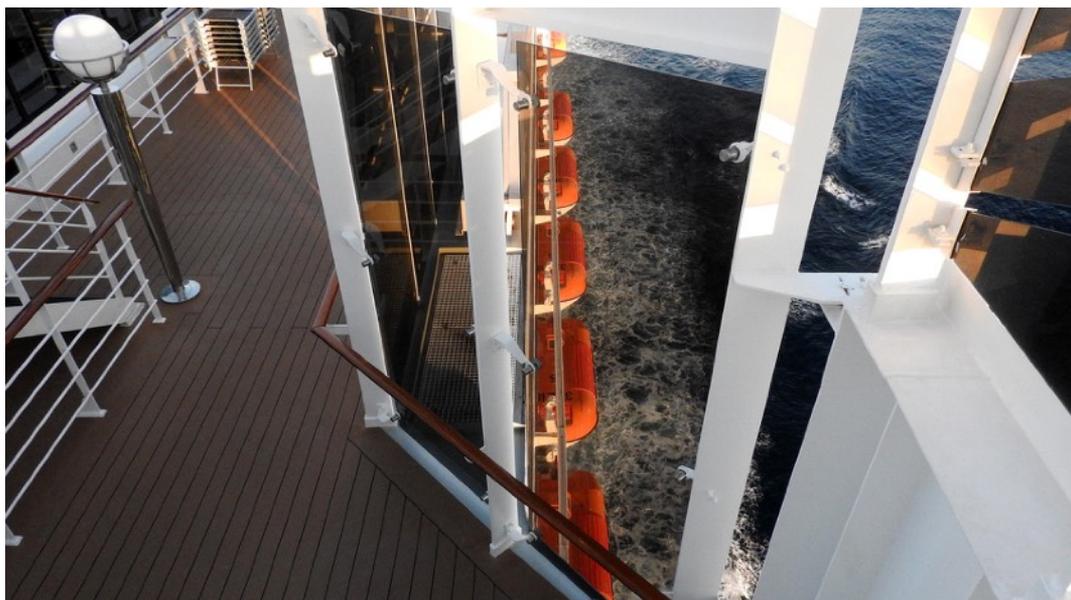


Man kann Malta und die maltesische Hafenausfahrt natürlich auch vom Pool aus fotografieren und muss sich ansonsten nicht weiter anstrengen.

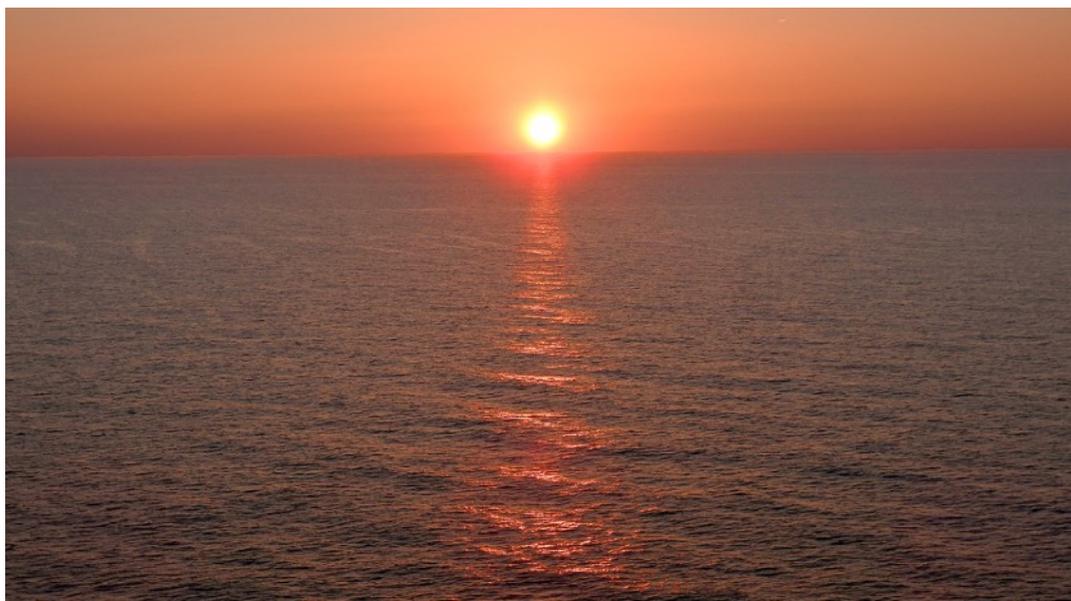




Nun gleitet das Schiff wieder ruhig durch das mittlere Meer und man vergewissert sich, ob noch alle Rettungsboote an Bord sind. Nur damit man sehen kann, dass man auf einem modernen Kreuzfahrtschiff das Schiff vom Schiff aus selbstverständlich auch von über Bord über dem Mittelmeer sehen kann, über dem man schwebt, fest mit dem Schiff verbunden. Hoffentlich. Ansonsten: siehe Rettungsboot.

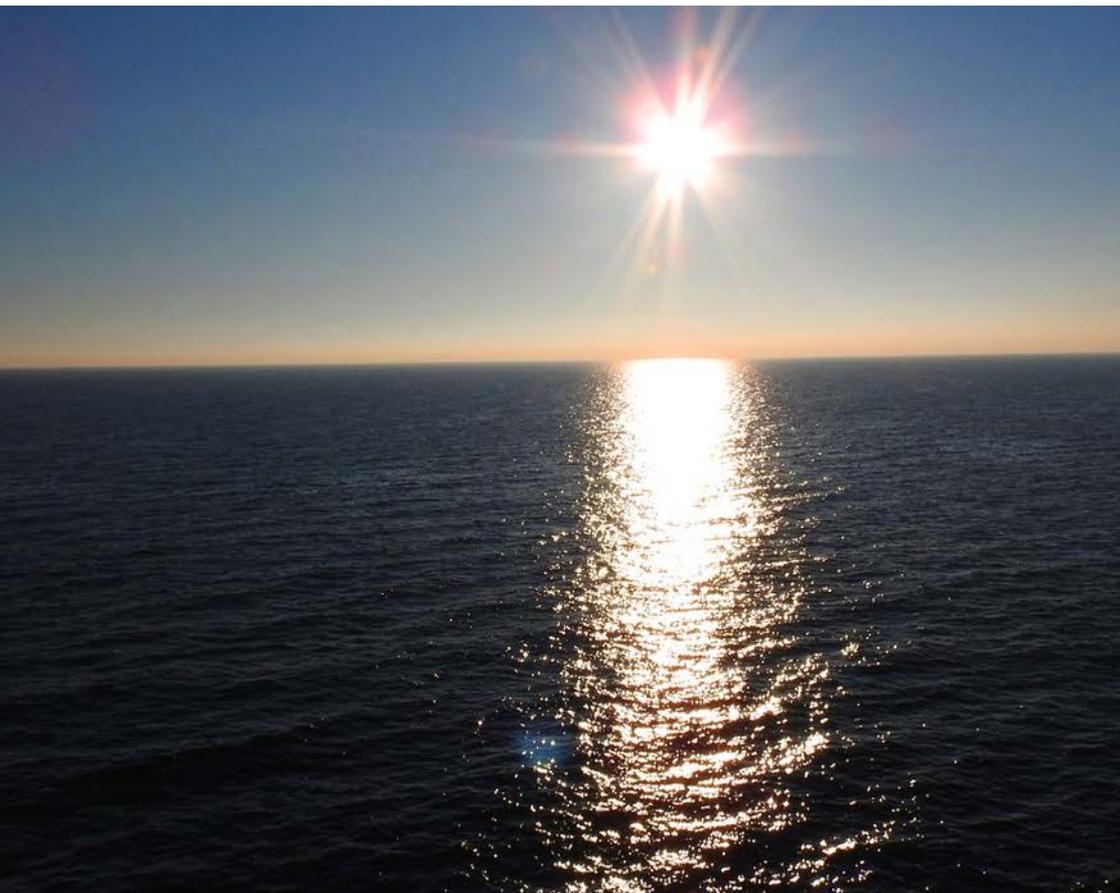


Selbstverständlich ist heute mal zur Abwechslung Sonnenuntergang angesagt.





Manchmal leidet die Sonne halt unter Perfektionswahn. Auch beim Aufgehen.



Kein Plan B

Zum Funktionieren „verdammt“

Bundesbürger bekommen regelmäßig Wut-, Schrei- oder Unverständnis-Anfälle, wenn sie (wieder einmal) hören, schwer erziehbare, aggressiv-rotzfreche Jugendliche hätte man zur so genannten Sozialisierung auf einen Segeltörn geschickt. Um Schnupfen zu vermeiden, immerhin in die Karibik. Doch dabei ist der Grundgedanke so verkehrt gar nicht, denn auf See, auf einem Schiff, gibt es nur zweierlei. Entweder, alles funktioniert. Oder es ist Katastrophe. Man lernt, dass Fehler sofort bestraft werden.

Gerne wird zur Entschuldigung des eigenen oder irgendeines anderen Versagens das Sprichwort zitiert, „wo gehobelt wird, fallen Späne“. Will sagen: Irren ist menschlich, errare humanum est; man lernt halt durch Versuch und Irrtum. Doch auf See können Irrtümer fatalere Folgen haben als an Land.

Man muss ja nicht gleich an tödliche Katastrophen denken. Aber wenn der Chef (internationale Bezeichnung für Chefkoch) vergisst, Mehl einzukaufen, dann gibt's für tausende kein Brot. Ist kein Salz da, schmeckt manches sehr fade. Zu wenig Bier in Fässern sorgt für extrem mürrische Gäste oder einen wirtschaftlichen Verlust der Reederei. Zu wenig Schweröl gebunkert? Die nächste „Tankstelle“ ist dann unerreichbar ...

Zero faults

Klemmt irgendwie eine Maschine, müssen Menschen da sein, die Klemm- und Hemmnisse beseitigen können. Ist für 18 Uhr Essen angesagt, für weit über tausend Menschen, müssen die Nudeln al dente sein, Saufraß spricht sich unter kreuzfahrtwilligen und -erfahrenen Personen auch dank Internet schnell rum. Eine Pionabar ohne Pianospiele ist ein Grund, demnächst mit einer anderen Reederei zu fahren ...

Auf See macht es nicht viel Sinn, Pannen und Missgeschicke in „mehr oder weniger schlimm“ einteilen zu wollen. Es macht ausschließlich Sinn, Fehler zu vermeiden. Zero Faults, „null Fehler“ – ein Prinzip, mit dem übrigens Japans Wirtschaft in kürzester Zeit es von unbedeutend auf Weltspitze gebracht hat. Und Deutschland auch, noch heute ist es das stärkste Argument für hohe Preise.

Man kann lernen von den Seefahrern.

Von den der vergangenen Jahrhundert und von den heutigen. Damals ist es nur wenigen so gut gegangen wie jenem Genueser Christoforus Columbus, der den Irrtum beging, Indien auf dem falschen Wege zu suchen und dabei einen Europa bis dato unbekanntem Kontinent entdeckte. Hunderttausende von ihnen haben ihre Irrtümer mit dem Tod bezahlt, die zahlreichen gescheiterten Polarexpeditionen sind allenfalls nur die film- und romanreife Minispitze des gigantischen Eisbergs der Tragöden. Und das Märchen eines Robinson, der in paradiesischen Gefilden nach Schiffbruch dennoch Auskommen findet, findet eben auch nur im Roman statt.

Schiffahrt ist nicht, für alle Fälle gewappnet zu sein. Schiffahrt ist, alle Fälle, die man nicht wünscht, unter allen Umständen zu vermeiden. Ein Management-System, das manchem (chaotischen und leichtsinnigen) Menschen gut täte, mancher Firma und vor allem vielen Vereinigungen, die Menschen gründen, vornehmlich, um sich gemeinsam zu streiten – wegen der nie bekämpften Unfähigkeit, Streit zu vermeiden.

See erfordert Disziplin. Weshalb die Übungen, die auf extrem hochsensiblen Kreuzfahrtschiffen permanent stattfinden, gut englisch „drill“ genannt werden. See- wie auch Luftfahrt kann nur funktionieren, wenn alle erfahrenen und „klugen“ Personen so behandelt werden und handeln, als wäre es Deppen. Klingt widersinnig, macht aber Sinn: Alles, was man kann, muss man üben, üben, üben, damit man es nicht verlernt. Alles, was man (noch) nicht kann, muss man üben, üben, üben, üben, üben, üben, bis man es kann, um es dann übend zu behalten und zu verbessern. Wie ein Mensch auf See funktionieren muss, ist leicht in Zahlen auszudrücken: zu 100%. Ein „Plan B“ ist keine Alternative.

Funktioniert das immer? Das ist nicht die Frage, weil ein Mensch, der nicht zu 100% das tut, was er soll, in der Seefahrt, auf Deck, an Bord, nichts verloren hat und ausgetauscht gehört. Wenn man nicht will, dass auf einem Schiff Feuer ausbricht, muss man es so bauen, dass kein Feuer ausbrechen oder sich verbreiten kann. Bricht es doch aus, muss alles vorbereitet sein, dass man es sofort und effektiv bekämpfen kann; geht dies nicht, muss man das Schiff sicher und zügig verlassen können. Das alles muss geübt, geübt, geübt werden.

Weshalb ich es schreibe?

Weil es vorbildlich ist. Wären Vereine und Verbände, Firmen und Funktionseinheiten an Land mit diesem Konzept ausgestattet, bliebe uns 90 Prozent des beruflichen, 99 Prozent des gesellschaftlichen und 99,99 Prozent des privaten Ärgers erspart. Weil Fehler derart minimiert wären, dass man die Zeit hat, sich auch ums Abstellen und Vermeiden des Rests an Fehlerpotential zu kümmern. Alles Theorie? Ach was, seit Jahrzehnten in vielen Ländern und Industrien als KVP bekannt, „kontinuierlicher Verbesserungsprozess“. Er hat übrigens einen extrem großen Nachteil für alle, die gerne eine Fünf mal grade sein lassen möchten: Querdenker sind erwünscht und extrem wertvoll, aber weder Quertreiber noch Querulanten sind es. Kreative Disziplin, geordnete Kreativität, Teamgeist und Phantasie, Verantwortungsbewusstsein und Geduld, das sind gefragten Eigenschaften. Sie beschränken nicht die Individualität. Sondern fördern sie, indem sie Fehler vermeiden. Clever – aber wer möchte das schon sein?! :-)

Womit klar wird, warum wir an Land in allem möglichen Situationen, eigentlich permanent in schwerer See, in Seenot gar sind und man sich in einem geordneten System namens Schiff oder Flugzeug sicherer fühlen kann als in einem offenen Chaos, wie wir es beispielsweise im Straßenverkehr vorfinden. Man kann viel tun, damit alles gut geht, man kann immer noch mehr tun. Gehen geht's. Wollen wir's? Ein jeder von uns?

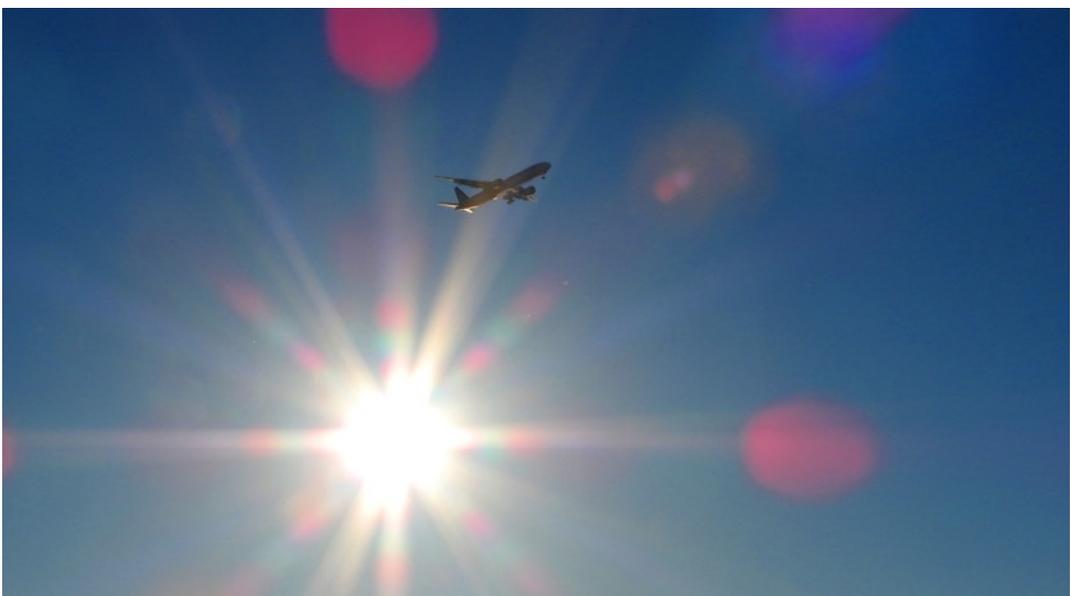
Natürlich kann auch ein einzelner das System unterlaufen. Der draufgängerische Kapitän Francesco Schettino und der selbstmörderische Andreas Lubitz sind dramatische Beispiele dafür. Der eine achtete nicht seines sicheren Weges und rammt einen Felsen, vernichtet nicht nur Menschenleben, sondern versenkte mehrere hundert Millionen Euro Wert. Der andere wurde nicht nur zum Selbsttöter, sondern zum über hundertfachen Mörder, als er von seinem Copilotenplatz aus das Flugzeug bewusst an einem Berg zerschellen ließ. Daraufhin setzten Diskussionen ein – und wurden Maßnahmen getroffen –, die Sicherheit zu erhöhen, indem man die Eignung von Personen noch intensiver prüft oder überwacht. Als Symbolik für dieses seriöse Vorgehen bleibt: Ach, würden wir dies in allem doch auch an Land und immer und bei jedem tun. Und nicht Leute in Positionen bringen, der Nichtgeeignetheit sprichwörtlich mit Händen zu greifen ist.

Nicht nur, aber auch in der Politik. Auf die trifft der Vergleich, in ihr wären die Kapitäne eines Landes tätig, nun mal absolut nicht zu. Weil das System, Sicherheit zu erzielen, gerade dort nicht angewandt wird, wo wir es alle so dringend benötigen. Weil wir das Ruder in vielen Bereichen des

gesellschaftlichen Lebens nur allzu leichtfertig Personen überlassen, denen es völlig egal ist, was uns durch ihr Handeln geschieht. Personen, die an Land Orden bekommen und in der Kreuzschiff-Seefahrt noch nicht einmal zum Tellerwäscher taugten (das ist nämlich ein ungemein anspruchsvoller Job) und die in der Luftfahrt durch jegliche Sicherheitskontrolle fielen.

Nichts, was man nicht noch besser machen könnte. Aber ist niemals besser, nicht zu machen, was man tun könnte. – – See macht eben philosophisch.

Ich weiß nicht, ob es an der Getränke-Flatrate, der wohligen fotografischen Langeweile oder schlichtweg an den örtlichen Gegebenheiten liegt, aber manchmal sieht man eben auch Geisterschiffe und Geisterflugzeuge.



Die Leiden des Touristen

Warum fröhlich, wenn's auch knöttrig geht?!

Man nehme eine Stadt. Irgendeine, in die man mit Bahn, Auto, Schiff gefahren kommt oder wird. Und die zu besichtigen sowohl Bekann-
tenkreis wie Nachbarschaft, Zeitungsbeilage und Reisefeature im Kul-
turfernsehen, das allgemeine Vor-Urteil sowie die Angebotspalette von
Reiseveranstalter und Touristeninformation dringend empfehlen. Und
tatsächlich, man will ja nicht als Banause gelten, tut man's auch.
Wahnsinn!

Erstens einmal bestehen Städte immer aus Kirchen, die irgendeine ausbeu-
terische Kaufmannschaft oder ein durchgeknallte Prä-Trump erbauen lie-
ßen. Nicht, um etwas Heiliges zu verehren, sondern sich selbst zu preisen.
Diese Kirchen sind groß, mit Gold bekleistert und meist von grotesker
Hässlichkeit. Manchmal sind sie so groß und golden, dass man sie bewun-
dern muss, weil einem etwas anderes dazu nicht einfällt. Außer, dass sich
eine jede Religion zu Einfältigkeiten missbrauchen lässt.

In den Kirchen ist entweder Fotografierverbot oder zweihundert Japaner,
Chinesen, Koreaner, Vietnamesen, Amerikaner, Deutsche oder eine unent-
wegt schnatternde Gruppe Italiener werden gerade von Heiligem zu Heili-
gem, Altar zu Altar geführt – und keinen interessiert. Wer weiß denn
schon beim Verlassen der Kirche, ob der Hl. St. Nepomuk nun links am
Nischenaltar stand oder aus Holz war oder der mit der Krone oder war das
der im zweiten Kirchenfenster rechts? Wie sah noch mal die Hl. Barbara
aus und wie war das, war hier Theobaldus Balthasar Schüttelhaar, sechster
im Herrschergeschlecht der terrarischen Klingonen oder Somulus Pulapi-
nokatatika III., der in der Schlacht von Ballazipressiona fiel, 1434, äh, 36?

Jedenfalls ist das Kirchenschiff doppelt so lang wie der Dom von, welcher
war das noch mal?, breit ist. Da ist man froh, bald wieder draußen zu sein,
denn innen ist es immer ganz kalt. Und Klo gibt's auch keins.

Kenn ich schon

Vor dem Dom, der Kathedrale, Kirche ist dann der Marktplatz. Jedenfalls
der frühere. Jetzt ist dort Halteverbot oder Busbahnhof, eine Fress- und
Suaf-Meile oder es steht ein einsamer Würstchenstand drauf. Und in jeder
Ecke eine Palme. Manchmal, je nach Breitengrad, im Boden oder im Rie-
senkübel, bis zum Einbruch des Winters. Um den Marktplatz herum Knei-
pen, Cafés, Eisdielen. In allen der Stadt A bekommt man genau das, was
man auch in den vor Kathedralen liegenden Marktplätzen der Städte D, E,
F, G, H, I, J, K, L, M, N usw. findet. Dies Auswahl der Touristen beschränkt
sich meist auf Latte Macchiato oder Banana Split, Waffeln mit Sahne oder
Pommes. An Getränken sind Weizenbier, irgendein Spritz und Red Bull
sehr beliebt. Neuerdings auch Minztee, aber marokkanische Minze bitte.

Nun ist wieder Laufen angesagt, Marktplätze an Kathedralen sind weit ent-
fernt von Bushaltstellen, falls sie nicht selbst ein Busbahnhof sind. Lau-
fen durch Straßen, die früher mal die Hauptstraße waren, in der sich die
Bürger trafen. Heue laufen hier Touristen auf der verzweifelten Suche nach
dem Flair von früher und finden tun sie Taschen, aus Leder-Italien und
dem großen Industrieland Plagiateria, Uhren aus Swatch und Brillen des
Herrn Ray Ban, sie finden Andenken, denen nichts besseres passieren
kann, als dass man sie schnell wieder vergisst. Man findet Dior und
Diarrhoe, Hugo Boss und den Boss vom Hugo, Iefsöonglorongk und 'n_I-
key, nur vom Ursprünglichen des Ortes findet man nichts bis kaum etwas,
weil es Fahnen überspannt ist, die von Sale, Sale, Sale künden. 50 % sind

mindestens mal off, auch 70, man hat sold out und just opened, dazwischen Kühlschrankschrankmagnete aus Plastik und indische Halstücher aus Nepal made in Taiwan. Dazwischen kann man Telefonhüllen kaufen, Selfie-Sticks und Taschen mit der Aufschrift des Ortes, an dem man gerade ist oder des dazugehörigen Landes.

Schlimm sind die Häuser. Sind immer aus Stein, haben immer Fenster und viel zu große Türen, manchmal Balkone, immer irgendwelche alberne Schnörkeleien oder sind pink und hellgrün gestrichen. Sie zu fotografieren lohnt nicht, weil sie ohnehin auf jeder Postkarte sind oder gerade deshalb, weil sie in jedem Reiseführer stehen und jeder TV-Sendung gezeigt werden, eben deshalb muss man sie fotografieren. Die Häuser haben meist Namen, die weder jemanden interessieren noch die man sich merken kann, aber beflissene Reiseführer nennen jeden davon.

Fott is fott, säht dr Kölner

Am Ende der Straße ist ein Tor, früher Stadttor, gebaut als Triumphbogen von Willibald dem Tapferen, der in der Schlacht von Vanilla, war das jetzt 1654 oder 1546 oder 1456?, die Bourbonen besiegt hatte und danach die Tschokol-Ade erfand, die dann rasch als Getränk des Hochadels auch bis in die Türkei bekannt wurde. Deshalb kann man sie in mindestens 23 Geschäften in der 230 Meter langen Hauptstraße kaufen, in rund 2.300 Versionen und in jedem Geschäft zum gleichen Preis. Außer dem, wo „Ferdinand Mayher & Söhne“ draufsteht, in der jeweiligen Landessprache, und da ist sie viermal so teuer, weil sie hier noch von Hand angerührt wird, während alle andere aus Nigera stammt und mit Containern angeschifft kommt. Doch hier stehen die Menschen bis auf die Straße Schlange, weil sie nicht wissen, dass die bei Mayher die Nigeria-Schokolade nur kurz anwärmen, umrühren, in neue Formen gießen und viermal teurer verkaufen. Solch rührende Geschichten gibt es in jeder Stadt, und sie gibt es über Würste, Schinken, Glaskitsch, Spitzenklöppeleien und gelbliche Zuckerliköre, eingedicktem Urin nicht unähnlich.

Schließlich ist man froh, die Stadt gesehen und viele Fotos gemacht zu haben. Fotos, die ohnehin keinen interessieren noch die einen Sinn haben außer dem, dass man sie gemacht hat. Neuerdings stellt man die ins Internet, wo es so viele davon gibt, dass keiner Zeit hat, sie sich alle anzuschauen. Aber sie geben einem das Gefühl, es wäre doch auch mal nett, man würde in genau jene Stadt fahren, die im Internet oder Fernsehen oder beim Treffen mit denen, die da waren, man keine Zeit hatte, sich damit zu beschäftigen und die Bilder zu schauen. Und als Dank bringt man denjenigen, die einem die Bilder zeigen wollten, zu denen man nicht kam, sie sich anzuschauen, einen Kühlschrankschrankmagneten aus Plastik mit. Daran kann man dann die Bilder heften, die keiner sehen wollte. Von der Kathedrale, in der die Söhne von Mayher wegen der Heirat mit Lieselotte von Vanille beige setzt sind. Oder so. Übrigens, das T-Shirt, dieses schöne mit der Aufschrift „Ich war hier“, das stammt auch aus ... oder hatte ich das bei H&M gekauft?

Lustig, wenn man auf einem Schiff ist: Flugzeuge begucken, ganz nah.



Die Entfernung des Menschen von sich selbst

Oder: da daddel ich mich durch

Woran man merkt, dass man alt wird, ist eigentlich für uns ältere Menschen sehr sehr sehr einfach. Gut, die Hose kneift, die Treppen scheinen immer steiler und höher zu werden, der Krach von Musik nimmt zu und wo Bug und Heck sind, muss man täglich neu lernen. Nein, es ist etwas ganz anderes, einfaches anderes: Ich erinnere mich noch genau, wie aufregend es war, woanders hinzufahren (vom Bergischen Land nach Bayern oder Österreich beispielsweise) und dann bewundernd vor einer Landschaftskulisse zu stehen, in einer fremden Stadt zu sein und zu staunen, wie schön, wie anders, wie romantisch, wie pulsierend, wie großartig es doch hier und überhaupt auf der Welt ist. Sie ist schön, so schön. Und heute: Da ist man an und in irgendeiner großartig schönen pulsierenden Stadt mit romantischem Flair – und keiner guckt hin.

Geguckt wird aufs Smartphone. Wo wir früher unsere Erfahrung, Menschenverstand, Wagemut einsetzten, um Fremdes zu entdecken, haben die Modernen nur noch Mut für das Gewöhnliche: Facebook, Twitter, WhatsApp. Ganz kesse sieht man auch noch irgendeine Map aufrufen, um zu schauen, wo man ist. Das es Straßenschilder gibt, die man deuten kann, ist völlig in Vergessenheit geraten.

Das Schiff fährt an einer wunderschönen Kulisse vorbei, einer fremden Küste. Keinen interessiert. Facebook ist wichtiger. Ganz schlaue gucken sich ein downgestreamtes Video der Küste an – Virtual Reality im ganz privaten.

Das Schiff, das schon immer fuhr

Abends, im Restaurant. Es ist ein italienisches Schiff, also ist das Restaurant voller Kitsch und deshalb schön (der Übergang von Kitsch zur Kunst ist ebenso fließend wie von Kunst zu Kitsch). Wir lieben nun einmal Kitsch. Der Pariser Eiffelturm, weltbekanntes Monument, hat keinen anderen Zweck, als er selbst zu sein und ein einziges Mal anzugeben – auf der damaligen Weltausstellung 1890. Nun steht er rum, wird bewundert, ist totaler Kitsch und milliardenfach in Kitsch-Souveniren an Hunderte Millionen Touristen verkauft. Das Colosseum in Rom: Brot und Spiele, Prunk, Protz, Pracht, nur um dem Volk vorzugaukeln, es wäre der Souverän. So wie auf einem italienischen Schiff: Schau, Gast, wie wichtig Du bist, wir haben es Dir schön gemacht, und da der Gast, eher ärmer als reich, eher ungebildeter als in Kunst erfahren, sowieso nicht weiß, was gutes Design ist, ist Kitsch genau richtig, um solches vorzugaukeln. Doch statt sich genau dessen zu erfreuen, geschieht das Gegenteil, man schaut weg. Ein Tisch mit acht Personen, sieben davon unentwegt auf das kleine Display ihres Smartphones starrend, WhatsApp usw. lesend, schreibend. Die achte Person bestellt sich derweilen, aus Langeweile, das achte Bier.

Doch es geht noch gesteigerter. Nun beginnt die Runde der sieben Daddler, sich gegenseitig die Handys hinzuhalten und zu zeigen, welche Bilder sie soeben empfangen oder versendet haben. Einfach wäre ja, diese einfach an die jeweiligen anderen Personen weiterzuleiten. Aber nein, in einem Anfall aus sozialer Empathie zeigt man sich die digitalen Inhalte persönlich, direkt, quer über den Tisch. Derweil versucht der Ober verzweifelt, völlig verzweifelt, zwischen den mobilephone-tragenden kreuz und quer ausgestreckten Händen den Vorspeiseteller mit der Lachsterrine auf dem dafür vorgesehenen Platz korrekt unterzubringen. Als ihm das dann ge-

lungen ist, werden die Telefone umgehend in eine Position ausgerichtet und der Teller fotografiert. Doch anstatt die angerichtete Köstlichkeit zu essen, wird erst einmal das Bild per XYZ-App in alle Welt gesendet. Bis das geschehen ist, hat der Ober den Teller wieder abgeräumt, ohne dass jemand dazu gekommen wäre, auch nur einen Bissen davon zu essen. Macht nichts, die sieben schnattern jetzt, Handy in der Hand, ohnehin ganz altmodisch sich anschauend – face to face, heißt das neuerdings – mit- oder übereinander. Der achte ist beim zwölften Bier angekommen.

Blubber, Blubber

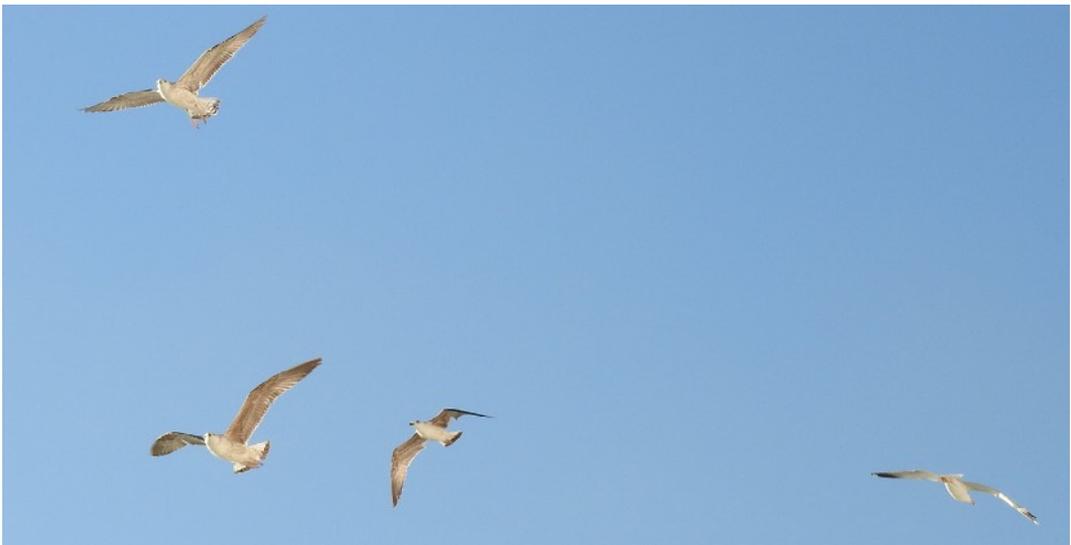
Auf Deck etliche herrliche Whirlpools. Ganz abgesehen, dass, wenn zweitausend Menschen in acht Whirlpools wollen, dies ein gewisses mathematisches Problem darstellt, dass sich aber durch geschicktes Spapeln und Ineinanderknoten fremder Beine lösen lässt, abgesehen davon muss man sich das Aufsuchen eines überfüllten Whirlpools nicht so vorstellen, als dass man in warmen Wasser besprudelt werden möchte. Nein, man sitzt unverrückbar in die durch andere Körper gelassene Lücke im Gynokokkenbad und – – SMSt, WhatAppst, twittert, googlet, facebookt. Es sprudelt einem bis in die Nase, doch tapfer wird das S...(keine Schleichwerbung) S7 in die Höhe gehalten, damit es nicht nass wird. Man weiß ja nie, ob nicht auch bei Berührung mit Wasser die Batterie explodiert. Wahrscheinlich ergibt das dann später zuhause solche Dialoge: „Wie war der Whirlpool“ – „O ja, gut, guter Empfang“. Gerne hätte ich mal ausprobiert, wie der Whirlpool gewirbelt hätte mit einem iPhone SE mit Unterwasser-Vibrationsalarm. Aber einer wie ich passte nun partout nicht mehr auch noch in den Pool, ohne dass die ersten dabei ertrinken.

WLAN-Empfang ist auf dem Schiff überall. Auf hoher See wie auch in Häfen, auf dem Klo und in jeder Lounge, im Aufzug, tief im Inneren wie in der letzten Ecke des äußersten Decks. Nicht nur, dass man das Schiff nicht mehr verlassen muss, um die Welt zu erfahren, nein, man muss sich das Schiff noch nicht einmal mit eigenen Augen oder durch beinbewegte Rundgänge ansehen. Denn selbstverständlich kann man einen virtuellen Rundgang mit zig Fotos genau von diesem Schiff auf genau diesem Schiff streamen. Oder per Deckkamera schauen, wie das Wetter draußen ist, so dass man auch mit einer Innenkabine völlig klar kommt.

Der nächste Schritt ist eine 3D-Brille und eine Woche auf einem Seegangs-Simulator-Sessel sitzend, so dass man auch das Haus nicht mehr verlassen muss, um eine Kreuzfahrt zu machen.

Uns, die wir demnächst in Altenheimen auf der Betreuten-Station liegen, soll's nur recht sein.

*Es dämmt auch dem größten Dööfen,
die Vögel, ach, das sind die Möwen.*



Logistische Heldentaten

Das Essen auf dem Schiff ist spitze

An keiner Stelle irgendeiner Selbstdarstellung behauptet die Reederei, ihre Restaurants seien Sterne-Küche. Und schon gar nicht, dass in ihren Küchen individuell gekocht wird. Welche Kost demnach an Bord zu erwarten ist, kann man sich aus der Logik selbst herleiten. Schmecken muss es alten und jungen, Europäern und Asiaten, Moslems und Juden, Schweinefleisch-Ländern und vegetarischem Welttrend, Allergikern und Gluten-Trippern, erfahrenen Reisenden und Newbies, Prolls und Gourmets, Vielfraßen und selektiven Happen-Pickern. Das dies zum Schluss wirklich gelingt, ist eine Meisterleistung.

Vorweg: Nicht ein einziges Mal (oder Mahl) haben wir im Restaurant „schlecht“ gegessen. Dass manches nicht so gekocht oder angerichtet war, wie man es erwartet oder sich gewünscht hätte, ist eine unbedeutende Nebensache; denn so wie es war und dargeboten wurde, war es nie schlecht oder gar verkehrt, niemals im Geschmack daneben oder von minderer Qualität. In diesem Sinne war es ausnahmslos „gut“.

Zu bewundern und höchstes Lob zu zollen ist vor allem der Küchen-Brigade, ziemlich genau einzuschätzen, wieviel Menschen sich für Fleisch oder Fisch entscheiden, Vorspeise A, B oder C zu wählen, gleiches beim Dessert. Niemals haben wir erlebt, dass etwas „aus“ war; an keinem Tag, zu keiner Mahlzeit hat sich ein Gericht im Laufe der Woche wiederholt. Und Nachsalzen oder -pfeffern musste man ebenfalls nicht. Vor allem – italienisches Schiff, italienischer Küchenchef – sobald italienische Speisen gleich welcher Art auf dem Plan standen, unbedingt wählen! Was sie können, die italienischen Köche, das können sie und das können sie besser als alle anderen.

Natürlich ist das Essen Massenabfertigung, wie soll es bei dreitausend Passagieren auch anders sein. Doch das erstaunliche, zu keinem Zeitpunkt hat man zumindest im Restaurant das Gefühl, in einer Massenkantine zu sein. Durch geschickte Raum- und Tischanordnung entstehen Kleingruppen. Vor allem aber, es ist genügend Personal vorhanden, viel mehr als „an Land“. Die Vermutung liegt nahe, das geht ja nur, wenn die Löhne niedrig und die Arbeitszeiten extrem intensiv sind. Antwort darauf: Ja, nur so. Es ist, pardon, ein wenig so wie Sklavenarbeit. Wegrennen können die Bediensteten nicht (oder kaum), und sie kommen vor allem aus Ländern, in denen das Einkommen, das sie an Bord haben, als Superverdienst gilt, dem zu fliehen das blödeste wäre, was man tun könnte. Schließlich aber auch: Warum wohl werden automatisch – und nur durch unmittelbaren Widerspruch zu verhindern – täglich pro Gast 9 Euro Service-Entgelt aufs Bordkonto gebucht (also zahlungspflichtig gestellt)? Na klar, weil sich der Service nur durch solche additiven Deckungsbeitragsleistungen finanzieren lässt. Ergo darf man ihn auch genießen, man hat ihn dann gar nicht mal zu wenig bezahlt.

Sklaven. Sonst ginge es nicht.

Serviert wird flott, freundlich, aufmerksam. Auch die Getränke sind tadellos, selbst der offene Wein kommt aus einer vor den Augen des Gasts entkorkten Flasche. Gekühlt ist ohnehin alles im rechten Maße, die Biere sind gut gezapft. An Spiritousen gibt es Marken(massen)ware, wie man sie auch aus dem heimischen Barschrank kennt und nicht unbedingt in Menge und Qualität in jeder normalen Kneipe vorfindet, auch nicht in jedem Speiselokal.

Grandios glänzen die Bars und Lounges aber mit und durch Cocktails, die in einer schwindelerregenden Geschwindigkeit von den Barkeepnern gemixt und aufdekoriert werden. Abgemessen wird selten, der Schuss aus der Flasche ist stets sehr großzügig bemessen; angenehm vor allem, wenn man auf Flatrate trinken kann.

Zwar sind Essen und Trinken nicht das wichtigste an Bord, aber ja doch, Essen und Trinken werden von den meisten als das Qualitätskriterium Nummer Eins gemacht, wenn sie die Kreuzfahrt in Erinnerung bewerten und gegebenenfalls ihrer Umgebung empfehlen oder davor warnen wollen.

Dass die Shows gut laufen, die Spa-Abteilung Wohlfühl-Angebote parat hat, die Pools sauber sind, überall jederzeit alles geputzt wird, jeder freundlich Auskunft gibt – all das fügt sich zu einem Restaurationsbetrieb, der Applaus verdient.

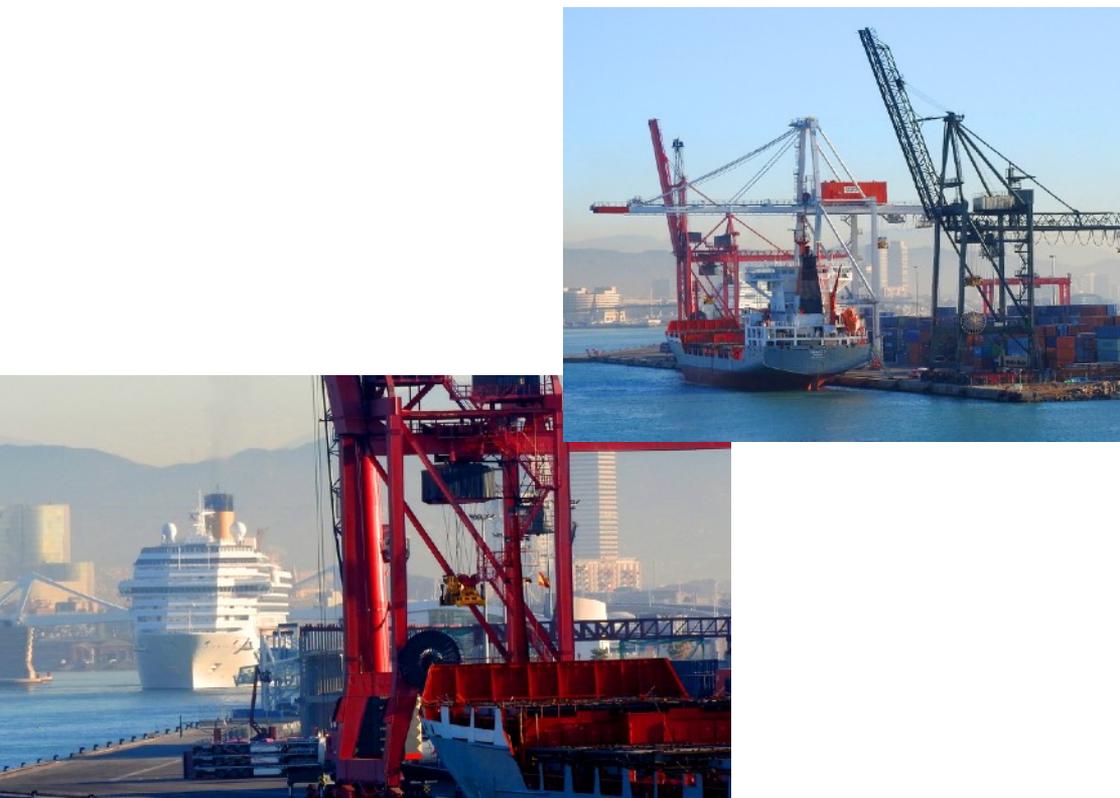
Und man versteht dann auch als Gast irgendwie, dass es für die Karriere eines Kochs nur empfehlenswert bis notwendig ist, einmal für eine zeitlang an Bord gearbeitet zu haben. Frank Sinatra hat daraus das Resümee bezogen, nicht nur bezogen auf New York: *If You can do it there, you can do it everywhere ...*

Nachtrag

Kaum schreibe ich dies, wendet sich das Blatt. Heute, an unserem Hochzeitstag, scheint die ganze Mannschaft – hoffentlich nicht wegen uns – völlig abgeschlafft. Wir sitzen zum Lunch im Restaurant, keiner bedient uns. Das Essen vom Buffet schmeckt heute nach Pappe und ist kalt. Immer noch keine Möglichkeit, eine Getränkebestellung aufzugeben. Wir verlassen das Lokal und gehen zum Buffet. Auch dort sitzen und sitzen wir, fünf mal behaupten die Kellner, zur Annahme von Getränkebestellungen seien nur andere befugt; schließlich erbarmt sich eine herangeschlurfte junge Dame. Ich frage sie, was denn heute los wäre? Relativ simple Antwort: Alle hier sind platt. Seit über 6 Monaten ohne einzigen freien Tag mindestens 11 Stunden am Tag. Die Kraft sei dahin ...

Tja, seit wann hatten die Römer Mitleid mit Sklaven. Aber, bin ich denn ein Römer?

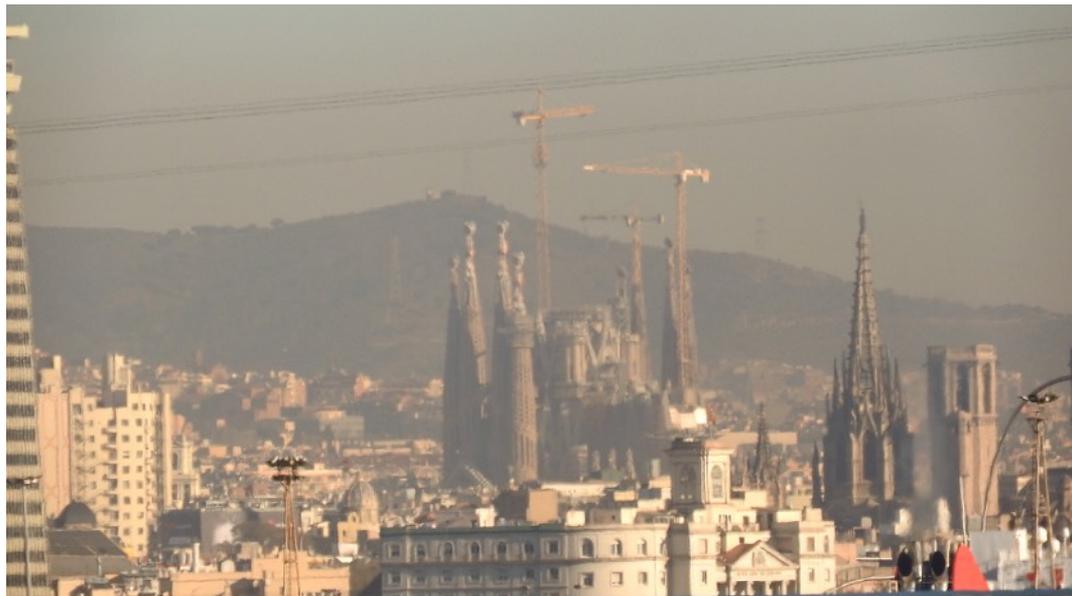
Barcelona, ein Hafen wie tausende andere auch. Hier werden Güter und Passagiere „umgeschlagen“, das eine wie das andere tonnenweise von und an Bord gehievt.



Erstaunlich, als hätten wir's noch nicht gewusst, spielen mal wieder die Hafenkapitäne – die Lotsen, engl. pilots – starke Welle.

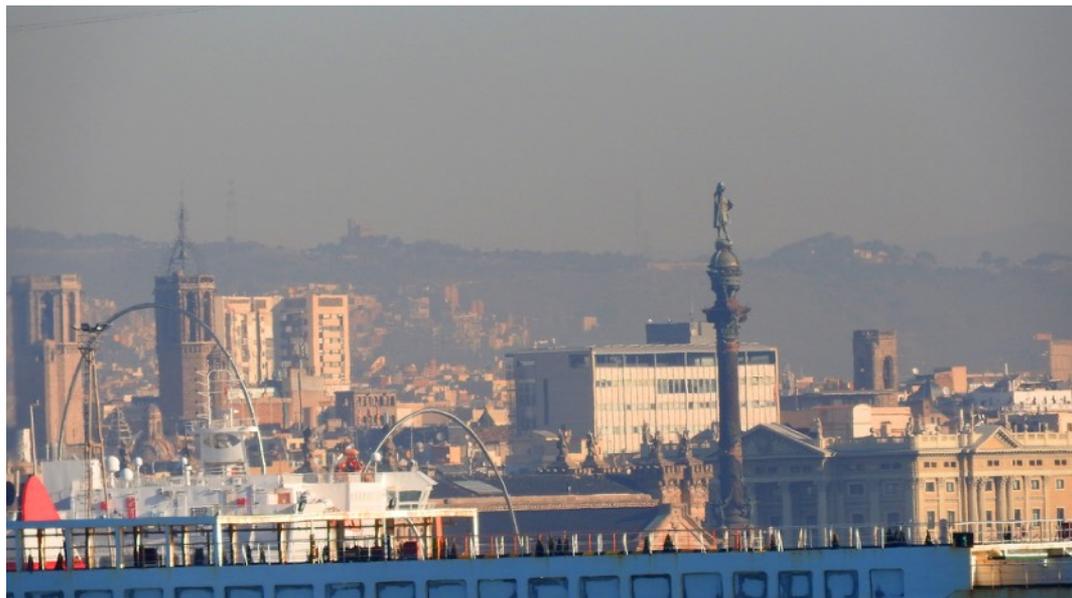
Ansonsten: Hafennathmosphäre wie woanders auch: Technik und Möwen.





Zur Gaudi aller: die ewige Baustelle Sagrada Familia des Herrn Gaudi.

Und der ewige Wink nach Westen Richtung Amerika vom Genuesen Christoph Columbus auf der Colon in Barcelona.



Kenner wissen, wie schön Barcelona ist. Falls man in der Stadt ist und nicht im Hafen.

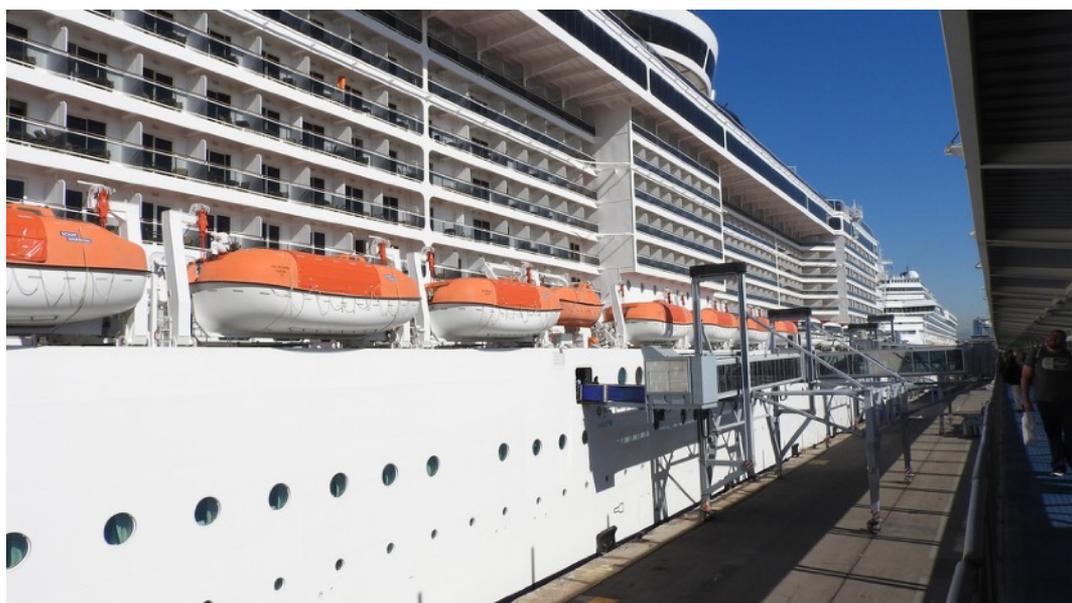




*Pause auf der Rabla. Was will man mehr im Leben?
Dazu passt der Blücskäfer auf der Schiffs-Balkonreling.*



*Und am Himmel braust heute
statt des schiffahrenden
Herrn Columbus die A380 der
Emirates gen Amerika.*



Nach(denkens)wort

Und zum Schluss dann noch mal eine ganz, ganz, ganz philosophische Frage.

Steht man an Land und schaut aufs Wasser, hinaus aufs Meer, denkt man sich „boh, so viel Wasser, wie kommt das wohl auf die Welt?“ – oder ähnlich. Egal was man auch denkt, irgendwie sagt es einem innerlich: Hier Land, dort Wasser. Land ist „Welt“, Wasser ist „darin“ oder „darauf“.

Fährt man – tagelang – zur See und sieht dann Land – eine Insel –, kommt sofort die Frage auf: Eyh, wo kommt eigentlich hier mitten im Meer das Land her? Vielleicht ist die Insel ja nicht nur ein Inselchen, wie Malta, sondern eine große, wie Sizilien. Beides sind „Land im Meer“ und nicht „Meer bis ans Land“. Die Insel könnte aber auch Grünland heißen, oder-Australien, amerikanischer Kontinent oder Eurasien. Rieseninseln, aber immerhin Inseln im Meer. Landbrocken mitten im Meer. Statt wie wir Landtiere meinen, Meer die Welt (=das Land) bedeckend.

Womit wieder einmal einmal bewiesen ist, in und auf dieser Welt ist alles landläufig relativ. Mal Meer, mal weniger.

